

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 2

Februar 1930

Jahrgang VII

Bittere Beschämung

Von Arnold Ulitz

Als im letzten Winter die Oder gefroren war, marschierte ich mit meiner Frau, nordisch gestimmt, auf eisigem Wege stromaufwärts, bis vom linken Ufer her ein Strandcafé, die „Villa Z.“, eindringlichst lockte. Wir kehrten ein und fanden uns in absonderlichem Raum.

Zahllose Geweihe hörnten das im übrigen recht behagliche Zimmer, ausgestopfte Vögel aller Arten und Formate glotzten gläsern auf uns, die einzigen Gäste, herab, und der langbärtige Kopf eines greisen Ziegenbocks war prall an die Wand genagelt und sah so frisch-lebendig aus, als wolle da wirklich ein eigensinniger Bock quer durch die Wand. Die Wirtin selber bediente uns, auch sie höchst absonderlich: alte Dame, schwarze Seide, silbernes Haar, rosiges Gesicht, goldene Brille, professorenhafter Tiefblick.

„Ja, ja“, seufzte sie, als sie das Erbetene gebracht hatte, „Ihnen steht noch viel im Leben bevor! Junges Blut, junges Blut!“ Ich lachte und wollte den schmeichelhaften Ausdruck nur für Hanne gelten lassen, und die Wirtin nickte feierlich und sprach: „Gewiß, mein Herr, Sie haben schon mancherlei hinter sich, mancherlei!“ Nun fragte ich ernst, ob sie denn im Besitz des sogenannten „zweiten Gesichts“ sei, und sie antwortete ein schlichtes Ja. Nicht zu grinsen, wenn mir das Herz vor Spottlust im Leibe lacht, ist eine meiner fruchtbringendsten Gaben, und so befragte ich sie ernst und zart und erfuhr die erstaunlichsten Dinge.

Försterstochter aus Ostpreußen, schon als Kind höchst sonderbar begabt. „Die Tiere liefen mir all’ wie die Hundchen nach, ja, wie Hundchen! Dieser Ziegenbock da —“ sie wies auf den erwähnten Kopf — „mein treuer Leo, folgte mir auf Schritt und Tritt. Er schlief auf meiner Schwelle, er ließ es sich nicht nehmen. Er hatte ein menschlich Herz, i, was sag’ ich da, mancher Mensch hatte kein Herz, wie Leo eins hatte!“ Und sie streichelte den seidigen Weißbart und die schrecklichen, gläsernen Augen. „Die Vögel im Walde kannten mich und setzten sich auf meine Schultern, die Rehe erschraken nicht vor mir, aber die Kreuzottern, ja, die Schädlinge, husch husch, liefen sie unter die warmen Steine.“

Sie nickte viele Male und schaute mit den Professorenaugen über die goldene Brille weit in die Ferne, vielleicht ins Jenseits, vielleicht gar bis Ostpreußen. Sie war durch Wolkenbrüche gegangen, aber nicht naß geworden; blaugoldene Blitze hatten sie wie Schwerter umzuckt, ihr aber kein Leid getan. Sie hatte das Ende des Krieges, die Inflation, Hindenburgs Präsidentschaft, den Wirbelsturm im Herbst 1927 und die Überschwemmung des Mississippi,

durch die Amerika für seine Teilnahme am Weltkrieg bestraft wurde, vorausgesehen, und noch vieles, vieles andere, wovon sie aus gewissen Gründen nicht sprechen wollte.

„Und haben Sie schon für dieses Jahr etwas vorausgesehen?“ fragte ich heuchlerisch.

„Oh, gewiß, gewiß! Unglücksfälle über Unglücksfälle! Ein ganz schlimmes Jahr! Mit der Eisenbahn wird es in diesem Jahre gar nicht klappen! Hören Sie auf mich, verreisen Sie nicht, ich rate Ihnen nur das Beste!“

„Das trifft sich gut“, scherzte ich ehrerbietig, „wir haben dies Jahr ohnehin kein Geld!“

Da fragte Hanne verwegen, ob sie nicht über uns selber etwas aussagen könne, und die alte Dame sah so seelenvoll schmerzlich auf uns hernieder, daß ich Ärgstes befürchtete. Nun aber schüttelte sie langsam den Kopf. „Das ist nicht so einfach, mein Kind! Auch ich bin meistens nur ein gewöhnlicher Mensch! Die rechte Stunde muß kommen, sie läßt sich nicht befehlen!“ Ich atmete auf, und als wir nach einer Weile wieder draußen in erfrischender Kälte waren, wagten wir natürlich die dreistesten Bemerkungen unseres aufgeklärten Jahrzehnts.

Erst im Frühling kamen wir wieder hin, diesmal mit einem Maler, von dem wir wußten, daß er eine kleine, sanfte Schwäche für Überirdisches habe. Ich hatte ihn eingehend vorbereitet, und er war gespannt. Die Wirtin erkannte uns sofort und reichte uns sogar die Hand, und ohne daß wir gefragt hatten, sagte sie aus mädchenhaft blühendem Gesicht:

„Heut werden Sie noch Großes erleben, meine lieben Gäste! Heute früh sah ich etwas! Heute wird meinem schlichten Hause eine große Ehre widerfahren! Schlesiens größter Dichter wird heute hier Einkehr halten!“

Ich war wie betäubt. Wer mich kennt, weiß, wie bescheiden ich bin, wahrscheinlich viel zu bescheiden.

„Wie?“, dachte ich. „Wie? Also wirklich? Also ich? Ich? Keiner hat es bisher behauptet, auch ich nicht, wahrlich nicht! Ha, nennt sich Kritik! Keiner hat es gemerkt, aber das zweite Gesicht sieht das Wahre! Beides ist bewiesen: Erstens, es gibt ein zweites Gesicht, und zweitens, ich, ich bin Schlesiens größter . . .“

Ich wagte nicht zu Ende zu denken, mir grauste vor meiner Größe. Ich wagte Frau und Freund nicht anzuschauen, ich schämte mich meines erhabenen Ranges.

„Also wirklich? Wirklich?“ Süßeste Minute meines Schriftstellerdaseins!

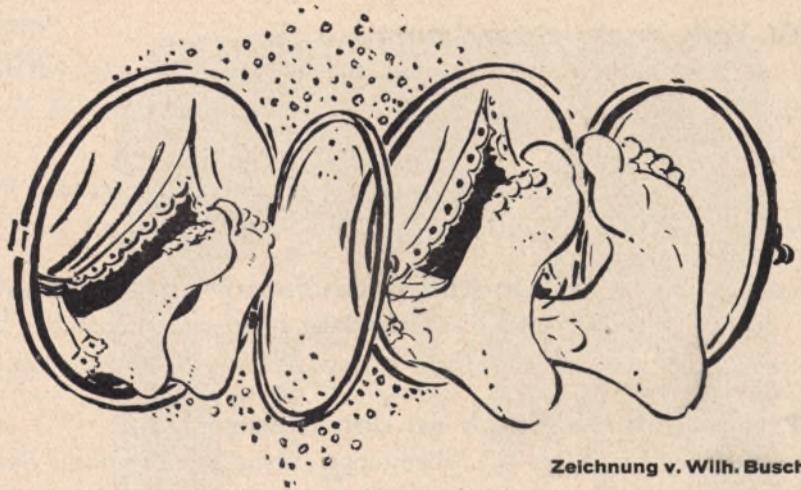
Aber mein Freund war nichts als empört. So sehr er okkulten Dingen zuneigte, hier machte er nicht mit! Daß ich, ich Schlesiens größter . . ., nein, hier machte er beleidigend Halt. Er glaubte, ich hätte der Alten bei meinem letzten Besuch von meiner schriftstellerischen Tätigkeit gesprochen, und sie leiste sich eine widerlich plumpe Schmeichelei. Ich erwiderte ihm wahrheitsgemäß, daß ich ja selber aufs tiefste bestürzt sei, daß ich selber auch in den kühnsten Träumen nie gedacht hätte, ich sei Schlesiens größter . . . Ja, ich bat geradezu demütig um Entschuldigung, daß ich es nun tatsächlich, fast wider Willen, doch zu sein schiene. Verärgert stand er auf und ging.

Zwei Minuten später stand er wieder an unserm Tisch, erschüttert, totenblaß.

„Draußen ein Auto mit Panne! . . . Gerhart Hauptmann . . . steigt eben aus!“

Für ihn der Triumph des Okkultismus, aber für mich? Welch' bittere Beschämung!

Idyll aus der Wuwa



Wozu bei den kurzen Schlafzimmern
die Bullaugen gut sind

Zeichnung v. Wilh. Busch

Ums blaue Band des Ozeans

Die erste und einzige Fahrt des Salon- und Schnell-
dampfers „Wuwag“ im Spiegel der Öffentlichkeit

Für den Fasching zusammengestellt von Rudolf Hillebrand

Aus einer Zeitschriften-Kritik über die Wuwa:

„Da sieht man Häuser mit Bulleraugen, Promenadendecks, Kajüten und Schornsteinen. Man denkt unwillkürlich an einen Ozeandampfer...“

Rundfunk-Durchsage (eine Woche hindurch jeden Abend dreimal):

„Achtung! Achtung! Hier Breslau und Gleiwitz. Meine verehrten Damen und Herren, wir geben Ihnen bekannt, daß die Schlesischen Sender Ihnen die Abfahrt des Ozeandampfers „Wuwag“, die voraussichtlich in der kommenden Nacht erfolgen wird, ausführlich übertragen werden. Ein Sprecher der Schlesischen Funkstunde wird auf dem Turm der Kreuzkirche mit dem Mikrophon Aufstellung nehmen und Ihnen seine Eindrücke bei der Vorbeifahrt des Schiffes an der Dominsel schildern. Außerdem wird ein Mitglied des Magistrats dem Kapitän und der Mannschaft die letzten Grüße der Stadt Breslau übermitteln. Die Schlesischen Sender kommen wieder: morgen früh 4 Uhr 30. Vergessen Sie nicht, die Antenne zu erden!“

Rundfunk - Durchsage (eine Woche hindurch jeden Morgen 4 Uhr 30):

„Achtung! Breslau und Gleiwitz. Verehrte Hörer und Hörerinnen! Leider müssen wir Sie enttäuschen. Legen Sie sich wieder ins Bett! Der Schnelldampfer „Wuwag“ ist zu seiner Amerikafahrt noch nicht gestartet, weil die Wetterverhältnisse zu ungünstig sind. Kapitän Reading will ein weiteres Fortschreiten des Tauwetters abwarten, um dem Schiff ein reibungsloses Abkommen vom Trockendock auf der Wuwa zu ermöglichen. Weitere Nachricht geben wir Ihnen während des heutigen Abendprogramms.“

W. T. B. Nachrichtendienst:

2 Uhr nachts: Der Schnellschraubendampfer „Wuwag“ hat den Grüneicher Hafen soeben mit Kurs auf Bischofswalde verlassen. Die Abfahrt ging infolge des hohen Schneewassers glatt von statten.

2 Uhr 35: Die „Wuwag“ hat in ruhiger Fahrt das Breslauer Wasserhebewerk passiert. Die roten und grünen Bordlichter waren deutlich zu erkennen.

Telegramm des Oberbürgermeisters an die Schiffsleitung:

Erbitten dringend Zwischenlandung Promenade gegenüber Dominsel. Breslauer Bevölkerung, die zum Bau Scherflein beigetragen, wünscht kostenlose Besichtigung.

Telegramm Readings an den Magistrat:

Haben bei Ohlau-Ufer abgestoppt. Ersuche um sofortige Sprengung veralteter Breslauer Brücken, um Durchfahrt freizumachen.

Breslauer Stadtverordnetenversammlung:

Der Vorsitzende: „Die Abstimmung hat ergeben, daß der Antrag der Wuwa-Kompagnie auf Beseitigung der Brücken in der Innenstadt mit knapper Mehrheit abgelehnt ist. Da weitere Anträge nicht vorliegen, schließe ich die außerordentliche, geheime Nachtsitzung. (Unerhört! Pfui! Bravo!).“

W. T. B. Nachrichtendienst:

4 Uhr 55 früh: Die „Wuwag“ hat soeben das Wasserhebewerk zum zweiten Male, mit entgegengesetztem Kurse, passiert. Das ganze Schiff war hell erleuchtet. Wie wir erfahren, will der Dampfer zunächst den Wilhelms-Hafen ansteuern, um von dort aus durch den wasserreichen Hochflutkanal weiterzufahren. In diesem Falle läßt Reading Breslau links liegen.

Die Breslauer Morgenzeitungen:

Große Schlagzeile: Wuwag gestartet! Im Laufe der vergangenen Nacht hat sich plötzlich und unerwartet Kapitän Reading entschlossen, mit dem neu erbauten Großdampfer die geplante Amerikafahrt anzutreten. Infolge der ungewohnten Stunde hatten sich nur einige Herren vom Werkbund, die mit besorgter Spannung die Manöver verfolgten, und etwa dreizehn Pressevertreter zur Abfahrt eingefunden. Die Passagiere schliefen bereits an Bord. Um 1 Uhr 45 ertönte zum ersten Male die Dampfsirene. Kurz nach 2 Uhr setzte das Maschinengestampf im Innern ein, und das majestätische Schiff löste sich, unter den Klängen der von einem Lautsprechergrammophon intonierten Preis-Verfassungs-Hymne, vom Bordstein. Kapitän Reading stand in seiner schmucken, selbstentworfenen Uniform (weiße Weste, schwarzer Kragen, orange-farbene Mütze) zuversichtlich und gefaßt an der oberen Reeling und salutierte. Kurze Zeit später entschwand, in dicken schwarzen Rauch gehüllt, der Ozeanriese den Blicken der Zuschauer.

Lokalnotiz:

Bei der Abfahrt der „Wuwag“ kam es zu einem bedauerlichen Zwischenfall. Der Maler D. kam in angetrunkenem Zustande den Kai entlang und störte die Feierlichkeit durch fortwährendes „Halt!“-Rufen sowie durch die in lautem Tone geäußerte Behauptung, er habe in

Start des Dampfers „Wuwag“ nach Amerika



Der Maler D., der bezech in
sein Atelier heimkehren will,
sieht entsetzt seine
Behausung wegschwimmen

Zeichnung von Joh. Drobek

„dieser Bude“ ein Atelier gemietet und müsse eingelassen werden. Die Polizeibeamten bedrohte er mit einem Hausschlüssel. Als sich der Dampfer in Bewegung setzte, sprang D. ins Wasser und wäre beinahe unter die lockere Schraube geraten. Er wurde in Schutzhaft genommen und in die Nervenklinik überführt.

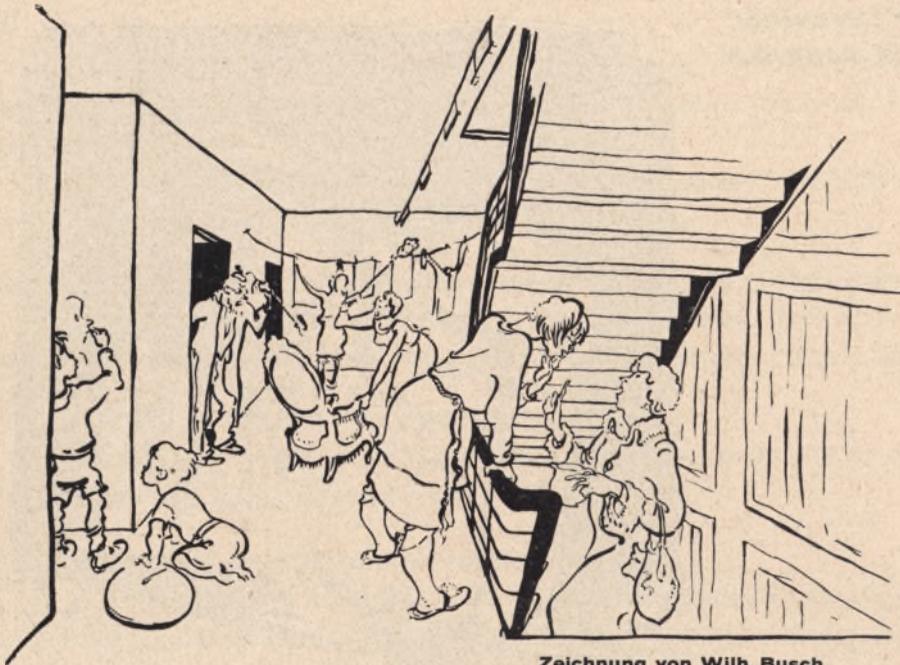
Rundfunk-Durchsage (8 Uhr 30 morgens):

„Verehrte Damen und Herren! Wie wir durch telephonischen Anruf eines Hörers erfahren, ist der Dampfer „Wuwag“ heute gegen zwei Uhr nachts abgefahren. Er hat somit unserem gut organisierten Bereitschaftsdienst leider einen Streich gespielt. Sein gegenwärtiger Standort liegt bereits hinter der Wilhelmsruher Schleuse. Beim Durchfahren der Schleuse, das sich unter Schwierigkeiten vollzog, ist das Schiff am Bug leicht beschädigt worden. Das eingedrungene Wasser konnte jedoch rasch entfernt werden, da seinerzeit schon beim Bau die Notwendigkeit des Pumpens erkannt und berücksichtigt worden ist.

Überschrift einer Wochenzeitung:

Gasangriff der Superphosphatwerke auf den vorbeifahrenden Wuwadampfer!

**Der Kollektivgeist
in der „Wuwag“**



Zeichnung von Wilh. Busch

**In den neu-sachlichen
Gemeinschaftsräumen
herrscht bereits ein
reges Leben und Treiben . .**

Sämtliche Mittagsblätter:

Über den bisherigen Fahrtverlauf drahtet uns unser an Bord befindlicher pst-Mitarbeiter: Nachdem wir Spiegeleier und Schinken, Gänseleberpastete auf Toast, Napfkuchen und — je nach Wahl — Kaffee oder Kakao gefrühstückt haben, liegen wir, in unsere Pelze gehüllt, rauchend in den bequemen Deckstühlen und lassen den herrlich bereiften Oderwald an unseren trunkenen Augen vorübergleiten. Ich habe mich mit Kapitän Reading angefreundet, der mir persönlich mit fester Stimme sagte: „Wir müssen das Blaue Band des Ozeans erringen, und wenn im Keller alle Waschkessel platzen!“ Der erhebende Augenblick der Abfahrt, die vor Begeisterung rasende Zuschauermenge werden uns allen unvergeßlich bleiben. Und dann die stille Fahrt bis Wilhelms-Hafen, wo man, fröstelnd an einen der warmen, breiten Schornsteine gelehnt, die Eisschollen als milchige Flecken auf dem schwarzen Strom herantreiben sah, die der schwimmende Palast, unmerklich schwankend, mühelos zerteilte! Jetzt liegen die Türme Breslaus weit hinter uns, winzige Schleppdampfer flitzen hurtig durch den Morgennebel und begrüßen uns mit Sirenenrufen, die Schwedenschanze winkt einen letzten Gruß. Und alle beschäftigt die bange Frage: werden wir den Sieg erringen, ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte? — In den Gemeinschaftssälen herrscht bereits reges Leben und Treiben. Geübte Frauenhände haben den in neuester Sachlichkeit gehaltenen Raum mit einer lustigen Flaggenschnur aus bunten Windeln und Kinderhöschen geschmückt, und die Bauhauseinrichtung durch eine Garnitur behaglicher roter Plüschmöbel ergänzt. Gurkenrezepte und Skatkniffe geben einen ständig wechselnden Gesprächsstoff ab. So paart sich an Bord Ernst und Humor zu einem schönen Kollektivgeist, und schon früh in der Badewanne hört man in der Nachbarkajüte den Kanarienvogel lustig tirilieren.

Ein Abendblatt:

Durch Indiskretion eines Mitreisenden wird bekannt, daß es kurz nach der Abfahrt der „Wuwag“ innerhalb der Schiffsleitung zu schweren Zerwürfnissen gekommen ist. Unser Gewährsmann beobachtete an der Mündung des Hochflutkanals, daß der Steuermann, der auf den Beinamen „der Lange“ hört, das Rad nach links zum Kanal hin drehte. Der Kapitän rief ihm zu: „Nicht doch! Immer gegen den Strom!“ Es entstand ein kurzer, aber heftiger Wortwechsel, in dem der „Lange“ die Oberhand gewann. Es ging also abwärts.

Provinznachricht:

Das bekannte Wasserschloß in Auras ist beim Vorbeizuge des Dampfers „Wuwag“ vor Neid geborsten. Der Schaden wird auf 180 000 Mark beziffert und ist durch Versicherung nicht gedeckt.

Rundfunk - Durchsage:

Der Dampfer „Wuwag“ hat durch Kurzwellensender mitgeteilt, daß er soeben das Kloster Leubus passiert. Sämtliche Passagiere befinden sich an Deck, um das prachtvolle Schauspiel zu genießen, das der in der Abendsonne erglühende Barockbau bietet. Am Festlande herrscht unbeschreiblicher Jubel.

Die Morgenzeitungen (am nächsten Tage):

Schwere Tumulte in der Irrenanstalt Leubus. Wie jetzt bekannt wird, ist es gestern abend in Leubus während der Vorbeifahrt der „Wuwag“ zu heftigen Ausschreitungen gekommen. Als das Wunderwerk der Technik in Sicht kam, wußten sich die Patienten vor Begeisterung nicht zu fassen. Sie warfen die Eßnäpfe durch die Fenster und brüllten: „Anhalten! Hierbleiben!“ Die Wärter hatten große Mühe, die Widerspenstigen ins Dauerbad zu bringen.

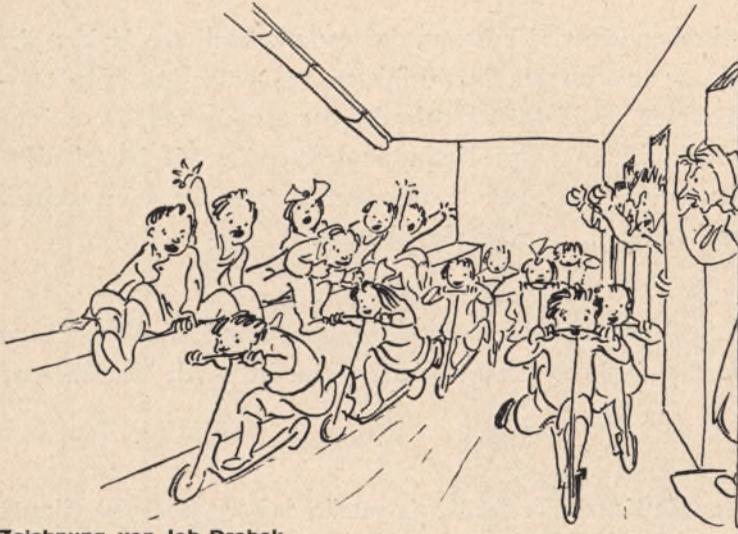
Konrektor Lemmel (Pseudonym „Balduin“) im Gemeindeboten Kotzerke und Umgegend:

Dem Dampfer Wuwag zum Gruß!
Du stolzes Schiff! In majestät'schem Zuge
Durchmissest du den alten Oderstrom,
Geleit' von der Liegnitzer Möwen Fluge,
Gegrüßt von Glogaus ehrwürdigem Dom.

Umwoben vom Gespinst der Sage,
Wirst du in Niederschlesiens Auen
In einer wundervollen Lage
Bald auch die Weinstadt Grünberg schauen.

Zeuch hin, du weißer, stolzer Turm,
Und was du kannst, das zeige!
Erring' das Blaue Band — Wurm
Des Neids und der Vernichtung schweige!

Spott im Bild



Zeichnung von Joh. Drobek

Erst das Zwölfstunden-Rollerrennen um die Meisterschaft von Grüneiche enthüllte den entzückten Bewohnern der „Wuwag“ die ganze Zweckmäßigkeit der langen Korridore

W. T. B. Nachrichtendienst:

Auf der Höhe von Glogau kam es im Dampfer „Wuwag“ zu einer Meuterei. Ein leichtfertiger Passagier hat das an den Waschkesseln tätige, hauptsächlich aus Frauen bestehende Heizpersonal durch Hinstellen einer unbelegten Margarinestulle bis zum Äußersten gereizt. Es kam zu tumultuarischen Szenen, in deren Verlaufe große Mengen Seifenlake unter starker Rauchentwicklung in die Feuerungen gegossen wurden. Kapitän Reading hat das Glogauer Schiedsamt angerufen, das die Ordnung wiederherstellte.

Rundfunkreportage:

„Meine Damen und Herren! Unser Sportsprecher Dr. Wanzel hat sich in Steinau eingeschiffert und überträgt Ihnen jetzt von Bord der ‚Wuwag‘ die letzten Runden des Rollerrennens um die Meisterschaft von Grüneiche. Achtung! Wir schalten um...“

„...Liesel führt!... Kurtel holt auf!... nur noch eine Rotznasenlänge... Kurtel führt, mit Franz am Hinterrade... Sturz!... Das Rennen ist für zwei Minuten neutralisiert... Ich stehe hier mit meinem Mikro auf der Treppentribüne, mitten im Publikum. Hören Sie die begeisterte Teilnahme: (Man hört verworrenes Schimpfen: Dafür hat's Raum! Nicht zum Aushalten! Kommt bloß nach Hause! Hosenboden versohlen!...) (Es knackt.) Wir brechen die Übertragung ab und schalten um auf Berlin zum Funktanzunterricht.“

Extrablatt:

„Wuwag“ bei Küstrin von Resten der Schwarzen Reichswehr mit Granaten beschossen? Auf dem Dampfer ertönte in der Nähe von Küstrin eine gewaltige Detonation. Blutbespritzte Passagiere kamen aus dem Schiffsinnern mit Schreikrämpfen auf Deck gestürzt. Die Ursache und Schuldfrage ist noch ungeklärt.

Zeitungsmeldung:

Die Explosion auf dem Amerikadampfer hat eine harmlose Aufklärung gefunden. Der Mitreisenden Emma E. sind in der Kajüte die mitgenommenen eingemachten Tomaten in die Luft gegangen. Der herumgespritzte Inhalt der zerplatzten Flaschen ist im ersten Schrecken irrtümlich für Blut gehalten worden. Verletzt ist niemand. Immerhin war der Luftdruck so stark, daß ein zwei Quadratmeter großes Loch in die Schiffswand gerissen wurde. Die Bordmonteure haben mit sechs alten Brettern und einem halben Zentner Gips den bisherigen Zustand sofort wiederhergestellt. Das Schiff setzt seine Fahrt fort.

W. T. B. Meldung:

Vom Dampfer „Wuwag“ liegen seit zwölf Stunden keine Nachrichten mehr vor. Zu Befürchtungen ist jedoch kein Anlaß.

Zeitungsnachricht:

Die „Wuwag“ überfällig. Das Schiff, das seit vierzehn Stunden in Stettin erwartet wird, ist dort nicht eingetroffen. Ein Radioamateur hat undeutliche S. O. S.-Rufe aufgefangen. In amtlichen Kreisen herrscht um das Schicksal des Dampfers ernsteste Besorgnis.

W. T. B. Meldung:

Das Anerbieten General Nobiles, sich mit einem Luftschiff an der Suche nach der verschollenen „Wuwag“ zu beteiligen, wurde von der Reichsregierung dankend abgelehnt. Dagegen ist der kleine, aber sichere Dampfer „Theo“ mit einer Flotille von Booten im Schlepptau von Stettin aus stromaufwärts unterwegs, da bekannt geworden ist, daß die „Wuwag“ Rettungsboote nicht mitführt, weil Kapitän Reading solche für unschön und überflüssig hielt.

Eine Flut von Extrablättern:

Die „Wuwag“ auf Grund geraten und festgefahren! Die Reichsregierung lehnt offizielle Unterstützung ab! Große Panik!

Zeitungsmeldungen:

Gegen zwei Uhr nachmittags hat der Hilfsdampfer „Theo“ die in höchster Not befindliche „Wuwag“, mitten im Oderstrom halb versunken, aufgefunden. Die Passagiere sprangen, lachend und weinend zugleich, von der Reeling in die Boote. Es spielten sich herzerreißende Szenen ab. Wie sich die Katastrophe bei der bekannten Manövrierfähigkeit der Schiffsleitung zutragen konnte, ist noch nicht festgestellt.

Eine Woche später:

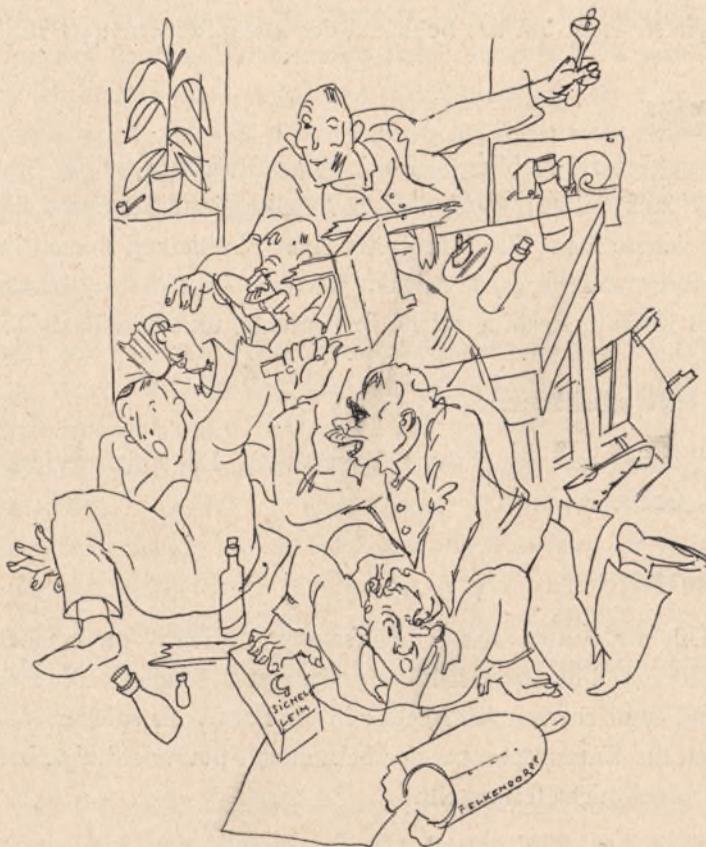
Die Schiffbrüchigen der „Wuwag“ haben einen Schrebergartenverein gegründet.

Zwei Monate später:

Der Magistrat Breslau hat den leergepumpten und von der Siedlungsgesellschaft restaurierten Dampfer „Wuwag“, zusammen mit vierzehn ausgedienten Eisenbahnwaggonen, für Wohnzwecke angekauft und in Grüneiche zur endgültigen Aufstellung gebracht. Eine Umfrage ergab, daß die jetzigen Mieter sich in ihrem neuen Heim durchaus wohl fühlen.

„Tom der Schüttelreimer“ in der „Illustrierten“:

Weil Wahnideen in diesem Dampfer kreisten,
Konnt' er sich zu dem kühnen Kampf erdreisten
Und fuhr mit Volldampf in die Welt hinaus.
Warum denn Wert auf tausend Masten legen,
Auf denen Hypotheken lasten mögen —
Ich bleib' in meinem Einfamilienhaus!



Prominentenaussprache im Werkbund

„Aschermittwoch“

Gedichtet und komponiert für die Schlesischen Monatshefte

Worte von Max Ophüls



Musik von Harry Ralton

Tempo di Slow-Fox

8va

1. In Ber- lin und Köln und Bres- lau, von der Etsch bis an den Belt, fei- ert
2. Man- che Stadt- und Land- re- gie- rung lei- der viel zu oft ver- gift bei
3. Heu- te noch auf stol- zen Ros- sen, mor- gen stellt man dich schon kalt, gleich, ob

p

Deutsch- land sei - nen Fa- sching mit Hu- mor und we- nig Geld.
Wirt- schaft- re - gu - lie- rung, daß nicht im- mer Fa- sching ist.
Rechts- ob Links - ge - nos- sen, ei - nes Tags — sind wir mal' alt.

8va

Luft-bal-lons, Knall-bon-bons, Herr Mül-ler geht als Don Ju-an, Rutsch-bahn, Mas-ken, lan-ge Na-sen,
 Ta-ge-lang Fest-emp-fang, An-lei-hen und Bank-kre-dit, Groß-stadt-fim-mel, Kom-mis-sio-nen,
 Film-di-rek-tor, Guts-in-spek-tor, je-der kommt einmal zum Schluß. Plötz-lich spürt man in der Lie-be

mf *1. H. 1. H.*

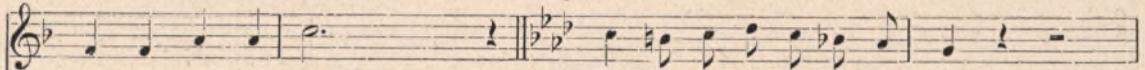
Frie-da zieht den Pier-rot an. — Kon-fet-ti ü-ber-schüt-tet al-le Sor-gen, und
 rie-sig wächst das De-fi-zit. — Die Bür-ger zah-len un-gern ih-re Steu-er teils
 sei-nen er-sten He-xen-schuß. — Da nutzt kein Ka-pi-tal und auch kein Ti-tel, und

lustig *mf*

schlüpf-rig glit-zert das Ter-rain, doch am A-scher-mitt-woch-mor-gen brummt im
 den Kom-mu-nen, teils dem Staat, a-ber schließ-lich wird's zu teu-er, und man
 kein so-zia-ler Un-ter-schied, ja, da hilft kein Arzt, kein Mit-tel, man singt

rit. *p*

Refrain:



Schä-del ein Re-frain:
schreibt dem Ma-gi-strat:
re-sig-niert und müd':

Häng an den Na-gel dei-nen Frack,
Häng an den Na-gel dei-nen Frack,
Häng an den Na-gel dei-nen Frack,



hüll dich in A-sche und in Sack!
hüll dich in A-sche und in Sack!
hüll dich in A-sche und in Sack!

Man hat ge-lebt, ge-lacht, man
Man hat ge-lebt, ge-lacht, man
Du hast ge-lebt, ge-lacht, man



hat-te sich lieb, es war in al-len gro-ßen Räum-lich-kei-ten Stim-mungs-be-trieb. . - Nun ist es
hat-te dich lieb, es war in al-len gro-ßen Räum-lich-kei-ten Stim-mungs-be-trieb. . - Nun ist es
hat-te dich lieb, es war in al-len gro-ßen Räum-lich-kei-ten Stim-mungs-be-trieb. . - Nun ist es

aus, — es schwei-gen al - le Flö-ten, und es bla-sen die Fast-nachts-trom-
 aus, — es schwei-gen al - le Flö-ten, und es blas-en die Plei - te - trom-
 aus, — es schwei-gen al - le Flö-ten, und es bla-sen die Ab-schieds-trom-

Sva

f *ff* *rit.*

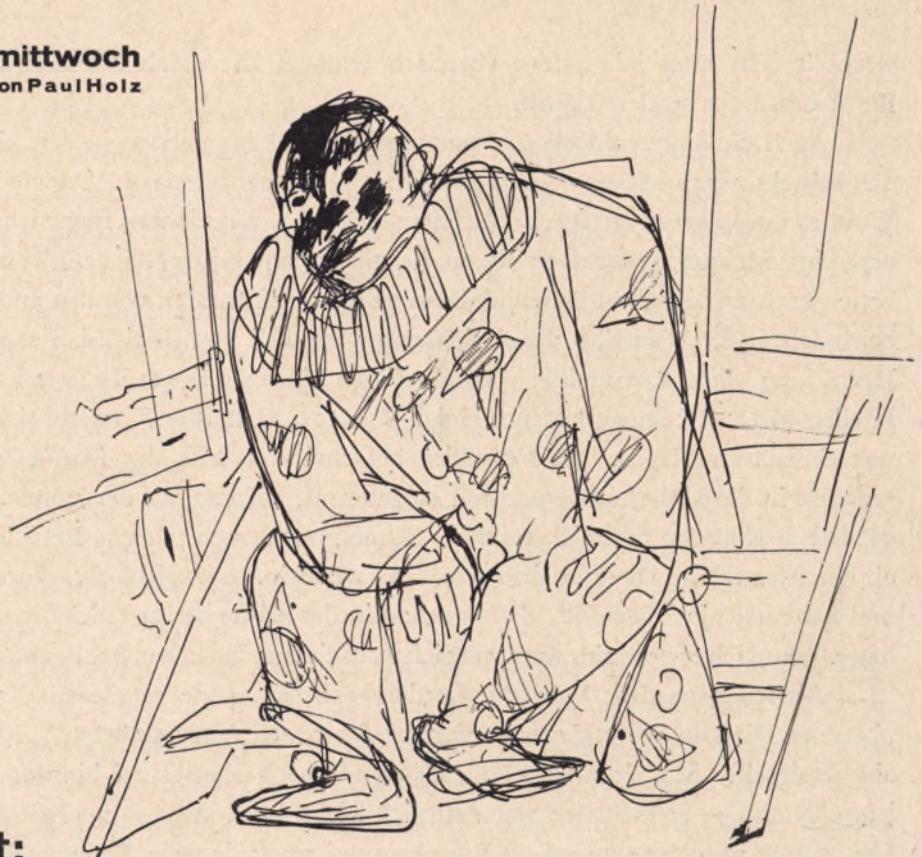
pe-ten: So leb denn wohl, du al-ler-lieb-ste Frau, rot ist die
 pe-ten: So leb denn wohl, es wak-kelt schon der Bau, grün war die
 pe-ten: So leb denn wohl, du al-ler-lieb-ste Frau, rot war die

p subito
Tempo I

Lie-be, rot ist die Lie-be, und A-scher-mitt-woch ist grau.
 Hoff-nung, grün war die Hoff-nung, doch A-scher-mitt-woch ist grau.
 Lie-be, rot war die Lie-be, doch A-scher-mitt-woch ist grau.

rit. *sfz.*

Aschermittwoch
Zeichnung von Paul Holz



Fritz Lion erzählt:

Fritz Lion, der Autor des vor kurzem erschienenen erfolgreichen Buches „Dämon Morphium“, ist gebürtiger Schlesier, und hat längere Zeit an Breslauer Bühnen gewirkt. Wir bringen hier eine Probe seiner heiteren Erzählerkunst.

1. Der große Loewe und der kleine Lion

Als ich in Bromberg engagiert war, bekam ich eines Tages von einem Berliner Agenten den ehrenvollen Antrag, in Breslau bei Dr. Loewe auf Engagement zu gastieren. Der Tag des Gastspiels rückte immer näher, und da ich damals noch sehr jung und erst zwei Jahre beim Theater war, wurde ich auch immer nervöser. Ich sollte den Prof. Mittler im Königsleutnant spielen, und als ich zitternd in Breslau auf der Probe erschien und mich dem damaligen Oberregisseur bescheiden vorstellte, empfing er mich mit den aufmunternden Worten: „Wat, Sie sind det? Sie gastieren als Mittler?“ Dabei guckte er mich von oben bis unten an. „Wat wollen Sie denn überhaupt beim Theater mit der vermurksten Figur? Kleen sind Se und 'nen Bauch haben Se auch schon. Na, man los, probieren Se mal, aber das kann ich Ihnen sagen, Hoffnung brauchen Sie sich keene zu machen. Bei uns gastieren jede Saison hundert Schauspieler auf Engagement und 97 werden nicht engagiert. Und da wollen Se ausgerechnet unter die drei sein? Junger Mann bilden Sie sich doch nischt ein.“ Und zu dem alten Kollegen gewandt sprach er die lieben Worte: „Wat jetzt alles zum Theater läuft; der sollte doch lieber Heringe verkaufen.“ Das Wort Heringe traf mich vernichtend. Sollte er etwas wissen?, schoß es mir durch den Kopf. Ich hatte mich nämlich wirklich, bevor ich zum Theater ging, mit diesen nützlichen Fischen als Lehrling beschäftigt. Hatte aber doch meine Anzüge ge-

wechselt oder zum mindestens chemisch reinigen lassen, als ich den neuen und idealeren Beruf des Schauspielers ergriff.

Auch die anderen Kollegen waren sehr lieb. Sie standen in den Kulissen und zuckten die Achseln, wenn ich eine Szene probierte. Keine anerkennende Miene, kein aufmunterndes Wort, es war kaum zu ertragen. Nachdem die Probe zu Ende war, fragte ich einen alten Kollegen um seine Meinung. Über 60 waren sie alle, nur der jugendliche Liebhaber und die Naive hatten eben erst ihr 25. Bühnenjubiläum gefeiert und wurden von den anderen wie die Kinder behandelt. Der Darsteller des Attinghausen im Tell war so alt, daß er sich für diesen alten Herrn jung schminken mußte. Gerade diesen Kollegen fragte ich, wie ich ihm auf der Probe gefallen hätte. Er antwortete nur einige Worte: „Und Ihre Krawatte sitzt auch schief.“ Ich war einfach erschlagen. So freundlich aufgemuntert, kam der Abend heran. Der Vorhang rauschte in die Höhe, ich stand mit schlotternden Knien auf der Bühne. Alle die Gesichter der lieben Kollegen um mich vereint. Schnell noch einen scheuen Blick in die Direktionsloge, ob der allgewaltige Direktor drin war. Der war drin. Ich spielte den ganzen Abend nur für ihn und hatte gar nicht bemerkt, daß er schon in der Hälfte des ersten Aktes das Theater verlassen hatte. Hätte ich es gemerkt, dann wäre ich wohl einem plötzlichen Schlaganfall zum Opfer gefallen.

Als ich nach dem Spiel die Garderobe betrat, sagte gerade ein Kollege zum anderen: „Na, der Direktor ist ja gleich im Anfang des ersten Aktes getürmt.“ Mein Schicksal schien also besiegelt. Mit zitternden Knien ging ich nach Hause und bin vor Aufregung wohl die ganze Nacht — an Schlafen war natürlich nicht zu denken — im Bett auf und abgegangen. Um 12 Uhr mittags sollte ich ins Büro kommen und mir mein Todesurteil abholen. Ich trank einen großen Breslauer Korn, der tat seine Wirkung, und plötzlich stand ich vor dem großen Direktor, der mich mit toternstem Gesicht empfing. Es entstand eine peinliche Pause. Mir zitterten schon wieder die Knie. Dann öffneten sich langsam seine Lippen: „Herr Lion, es tut mir leid“ — mir wurde es rot vor den Augen, alles schien verloren, mein Gesicht muß furchtbar ausgesehen haben. Einige Momente weidete sich der mächtige Mann an meiner Verzweiflung. Dann ergriff er meine Hand und sagte im ruhigsten Ton: „Lassen Sie mich doch nur ausreden, junger Mann. Es tut mir leid, Sie gestern nur im ersten Akt gesehen zu haben: ich wurde plötzlich aus meiner Loge abgerufen. Sie haben mir aber darin schon so gut gefallen, daß ich Sie hiermit für drei Jahre an meine Bühne engagiere. Ich gratuliere Ihnen und mir.“ Ich muß ein furchtbar dummes Gesicht gemacht haben! Mein Direktor schmunzelte, als er mir den Rücken drehte. Er hatte wohl an meinem dummen Gesicht meine Qualitäten als Komiker erkannt. Meine Freude war grenzenlos und mit strahlendem Gesicht verließ ich das Theater. Am Ausgang traf ich den Regisseur. „Na, sind Sie engagiert? Nach Ihrem verklärten Gesicht zu schließen, ja. Aber det kann ich Ihnen sagen, spielen werden Sie nischt.“ Die kalte Dusche war wieder da.

Voller Stolz reiste ich nach Bromberg zurück und ich konnte kaum das Ende der Saison erwarten. Meine Abschiedsvorstellung in Bromberg fand statt. Zum Schluß wurde stark applaudiert und eine Stimme rief ganz laut: „Hierbleiben, hierbleiben, Lion, hierbleiben!“ Begeistert lief ich in die Garderobe hinauf und erzählte es den Kollegen. Da sagte doch so ein niederträchtiger Kerl: „Aber Lion, Mensch, was freuste dich denn da so? Das war doch ein Breslauer.“

2. Der redende Tote

Ich hatte vor 15 Jahren in Dresden einen sehr netten Kollegen, namens Kurt Ehrle. Wir waren damals lustige Gesellen, die zu jedem Spaß zu haben waren und jeden schönen Sommerabend mit einem hübschen Dresdner Mädel im Großen Garten lustwandelnd verbrachten. Nur, mein Freund und Kollege hatte das Glück, schon um 8 Uhr aus dem Theater gehen zu dürfen, da er in Salome den Naraboth spielte, der sich bekanntlich aus unglücklicher Liebe zu Salome schon in der ersten Szene des Stückes mit seinem Schwert ersticht. Da er also so zeitig fertig war und schon um 8 Uhr in seinem eleganten hellen Sommeranzug das Theater verlassen konnte, um sich pünktlichst mit seinem kleinen Mädchen zu treffen, uzte er mich öfters und suchte mich mit Neid zu erfüllen, da ich armer Kerl bis zum Schluß zu tun hatte. Ich sann auf Rache.

Eines Tages, als er mich wieder furchtbar frotzelte und ich die Treppe zu meiner Garderobe emporstieg, erleuchtete mich ein Gedanke. Nachdem sich nämlich Naraboth erstochen hat und Herodes auftritt, sagt Herodes:

„Hier riecht's nach Blut, tragt den Leichnam fort.“

Auf diese Worte hin wird der tote Naraboth gepackt und abgetragen. Wenn nun aber Herodes diese Worte vergißt — auch ein König kann ein schlechtes Gedächtnis haben — dann muß eben der arme tote Naraboth bis zum Schluß der Vorstellung liegen bleiben. Und so geschah es. Ich bat den Darsteller des Herodes vor der Vorstellung, die Worte wegzulassen. Mit großem Vergnügen ging dieser auf meinen Scherz ein. Das Stück begann, Naraboth ersticht sich, fällt tot zu Boden, ich stehe neben dem Toten und schiebe ihm ein Rasenkissen unter den Kopf, was ich bisher noch nie getan hatte. Er, verwundert über meine auffallende Liebenswürdigkeit, fragt mich leise, mit kaum geöffneten Lippen hauchend:

„Du bist doch heut so nett zu mir, was hast du denn?“

Ich antwortete ihm ebenso leise: „Man kann nie wissen, wie lange so eine Auferstehung auf sich warten läßt.“

Inzwischen ging die Vorstellung weiter. Herodes trat auf, übersprang den bewußten Satz und spielte seine Rolle weiter. Auf einmal öffneten sich wieder die Lippen des Toten und leise flüsterte er mir zu: „Fritz“.

Ich hörte nicht.

„Fritz, Fritz!“

Ich hörte wieder nicht.

Da wurde der Tote energischer:

„Was ist denn heute los, warum sagt der denn nicht: Hier riecht's nach Blut, tragt den Leichnam fort, das muß doch jeden Augenblick kommen.“

„Heut nicht mehr, mein lieber Kurt“, antwortete ich, „er hat's heut wohl vergessen, vielleicht kommt's morgen, wenn du Glück hast.“

„Ja was mach ich denn da?“ flüsterte der Tote.

„Das weiß ich doch nicht“, gab ich ihm zur Antwort.

„Ja, aber das Mädel wartet doch unten.“

„Na, laß sie doch warten, um 10 Uhr gehen wir ja alle.“

„Du bist ein ganz gemeiner Kerl“, zischte der Tote.

Es vergingen wieder einige Minuten; ich dachte schon, der Tote wäre jetzt völlig entschlafen. Da öffnete sich wieder sein Mund.

„Fritz, was mach ich denn hier so lange; es ist doch so furchtbar langweilig.“

„Sieh dir doch mal den Tanz der Salome an, die tanzt immer 'ne halbe Stunde; ich sehe ihn heute zum 40. Mal, mir gefällt er gar nicht, vielleicht gefällt er dir.“

Ein schwerer tiefer Atemzug des Toten, dann in höchster Wut und Erregung die Worte: „Ich gehe ab!“

„Laß dich in deinem Entschluß nicht stören, aber ich weiß nicht, was das Publikum dazu sagen wird, wenn ein Toter türmt.“

Jetzt packte ihn der Humor der Situation, er fing furchtbar an zu lachen und das war unser Verderb und sein Glück, denn durch sein herzliches Lachen wurden auf seiner römischen Rüstung sämtliche kleinen Glöckchen, die als Verzierung angebracht waren, mobil. Es ertönte ein fröhliches Schlittengeläut. Ein herzerquickendes Lachen brach bei allen Kollegen auf der Bühne aus und ward nicht mehr einzudämmen.

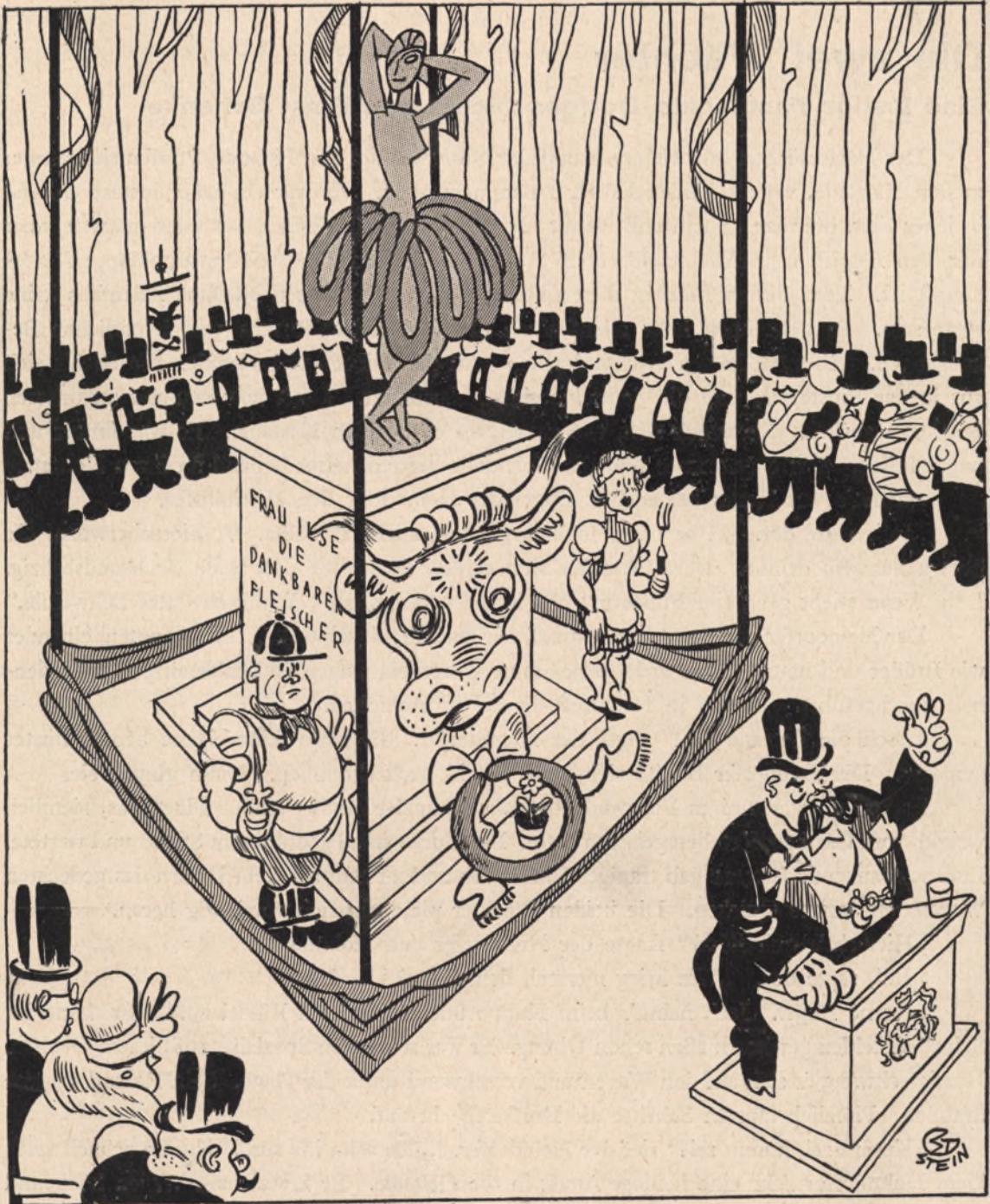
Wie ein Irrsinniger stürzte unser Direktor aus dem Zuschauerraum hinter die Kulissen und schrie uns zu:

„Schleift den Toten ab!“ und so geschah es.

In der Garderobe bekam ich eine Ohrfeige von einem Kollegen; den Namen brauch' ich wohl nicht zu nennen. Wir sind aber trotzdem gute alte Freunde geblieben.



Tanzpause
Puppen von Margot Rosenthal



Die Fleischer- und Wurstmacherinnung hat der Dichterin Ilse Holzahn ein Denkmal gesetzt, weil sie in ihren Werken die Breslauer Knoblauchwurst unsterblich gemacht hat

Zeichnung von Gerhard Stein

Die zwei Wächter

Eine lustige Fastnachts-Dorfgeschichte von Ernst Schenke

Der Nachtwächter von Heindorf und der Nachtwächter von Hohndorf trafen sich an der großen Kastanie, wo die beiden Dörfer zusammenstoßen. Es war ein rabenfinsterer Abend in jener Zeit, die man „Fastnacht“ nennt und die für den ländlichen Schlesier unzertrennbar mit den Begriffen „Schweineschlachten“, „Wellfleischessen“ und „Wurstsuppesuppen“ verknüpft ist. Vom Fasten kann in diesen kurzen Tagen und langen Nächten jedenfalls keine Rede sein. Es geht hoch hehr allenthalben in den Dorfgasthäusern und bäuerlichen Behausungen. Aber die langen Nächte machen auch den Dieben viel Freude. Es stiehlt sich gut in der Finsternis, und die Schweine sind hübsch fett. Doch kommen wir zu unseren Wächtern zurück. Sie trafen sich, wie gesagt, an der großen Kastanie. Es war finster und ungemütlich. Der Sturm raste und die Hofhunde zerrten heiser bellend an ihren Ketten.

„Gibbt's was Neues bei euch?“ fragte der Heindorfer den Hohndorfer.

„Ju“, sagte der. „Uba omm Fichtakratschem stieht a Wanla. A Fleescherwoan. Is hoot a Schwein drinne. Derr Fleescher sitzt ei derr Goststube und spielt Sechsunsechzig. Derr Woan stieht ganz eim Finstern.“ Er lachte verschmitzt: „A hübsch fettes Schweinla.“

Der Heindorfer wußte sofort, worauf der andere hinauswollte. Sie kannten einander wie Brüder und hatten schon viele gemeinsame Unternehmungen zu beiderseitiger Zufriedenheit durchgeführt. Einmal in Heindorf, einmal in Hohndorf.

„Lösch die Laterne aus!“ sagte der Hohndorfer. Er hatte seine eigene bereits finster gemacht. Der Heindorfer beeilte sich, dem Befehl nachzukommen. Dann gingen sie.

Es war ein geräumiges Fuhrwerk, daß der Hähnel-Fleischer in der Finsternis, ziemlich weit ab vom Gasthause, stehen gelassen hatte. Der Fuchs stand geduldig im Sturm und wartete. Eine schwankende Laterne gab traniges Licht. Ab und zu kam aus dem Innern des gedeckten Wagens ein kurzes Quieken. Die beiden Wächter pirschten sich vorsichtig heran.

„Hierscht's quietscha?“ fragte der Heindorfer den Hohndorfer.

„Ju“, sagte der. „Wie krieg merrsch denn raus?“

„Keene Angst. Iech nahm's beim Kuppe und drück 'm a Rüssel zu.“ Er hatte im Schweinestehlen gewissermaßen schon Übung. Er war sozusagen Spezialist auf diesem Gebiete. Hurtig schwang er sich auf den Wagen und verschwand unter der Plane. Sein Freund wartete draußen. Plötzlich tapsten Schritte die Dorfstraße herauf.

„Kumm rei, kumm rei!“ rief der Heindorfer. „Die sahn ins sust! Kumm schnell rei!“ Dem Hohndorfer fuhr eine heillose Angst in die Gelenke. Er krebste am Wagen hoch und verschwand ebenfalls unter der Plane. Die Laterne schwankte im Sturm, der Fuchs scharrte und schnaubte laut.

Zwei unheimliche Gesellen kamen vorsichtig aus dem Dunkel der Gärten gehuscht. Sie schlichen heran wie Katzen. Was wollten sie? Jetzt schwangen sie sich blitzschnell auf den Kutschersitz, murmelten ein paar Worte, die von den beiden Wächtern nicht verstanden wurden, und fuhren los. Niemand im Kretscham hatte etwas gemerkt. Das Fuhrwerk rasselte

unbehelligt die Dorfstraße entlang. Die zwei Wächter hockten unter der Plane dicht neben dem Schwein, das heftig rumorte, und zitterten vor Angst wie Espenlaub.

„Woas sull merr blus macha?“ jammerte der Heindorfer. „Hinga kinn merr nich naus, varne sitza die zwee Kerle.“ Der Hohndorfer wackelte mit dem Kopfe.

„Nee a su woas, nee a su woas.“ Inzwischen trabte der Fuchs und rollte der Wagen. Das Schwein quietschte, und die zwei Kerle auf dem Kutscherbock murmelten geheimnisvoll.

„Naus müß' merr, sust is mit insem Oansahn verrbei, sust hoan merr omm längsta gewacht“, sagte der Hohndorfer. Er sprang empor, riß seinen Freund mit und beide stießen mit den Köpfen gegen die breiten Rücken der Diebe. Heftig erschrocken fuhren die Kerle in die Höh, aber ehe sie sich besinnen konnten, wurden sie von den Wächtern in den Wagen gezerrt. Ein Ringkampf entspann sich mit viel Geschrei und Gepolter. Die Diebe fluchten, das Schwein schrie und der Fuchs an der Deichsel begann laut zu wiehern. Die beiden Diebe kamen gegen die Wächter nicht auf. Der Kampf schwankte hin und her, und schließlich kollerten die vier Männer fest ineinander verkrampft aus dem Fuhrwerk. Ein schwarzer Knäuel wälzte sich auf der Straße. Arme und Beine fuchtelten in der Luft herum. „Hilfe, Hilfe!“ schrien die beiden Wächter aus Leibeskräften.

Da kam der Hähnel-Fleischer auf einem Fahrrade die Straße heraufgeflitzt. Zwei, drei Männer folgten ihm. Sie sprangen ab, warfen die Räder hin und griffen mit mächtigen Fäusten in den Ringkampf ein. Aus allen Häusern stürzten Leute herbei mit Stöcken, Sensen, Äxten und Laternen. Losgelassene Hunde kläfften, Türen schlugen und Weiber jammerten. Es ging toll zu auf der Straße. Aber binnen kurzem waren die Spitzbuben überwältigt. Die Menge huldigte den tapferen Wächtern und machte Miene, die Diebe jämmerlich zu verprügeln. Die Wächter verhinderten es jedoch. Sie beriefen sich auf ihre Amtsbefugnis und verlangten, daß sich die Menge ruhig verhalte. Die Gefangenen wurden zum Hohndorfer Gemeindevorsteher geschleift und nach kurzem Verhör ins Spritzenhaus eingesperrt. Der Hähnel-Fleischer bestieg seinen Wagen und fuhr, nachdem er den Wächtern dankbar die Hände geschüttelt hatte, heim. Die Menge zerstreute sich und die beiden Wächter zogen wieder auf Posten.

Tags darauf stand im Kreisblatt folgender Bericht: „Tapfere Wächter. Ein aufregender Vorfall spielte sich gestern nacht im nahen Hohndorf ab. Fleischermeister Hähnel hatte seinen Wagen, in welchem sich ein Schwein befand, das er soeben gekauft hatte, unbewacht vor dem Fichtenkretscham stehen lassen. Diese Gelegenheit benützten zwei Diebe, um sich auf das Fuhrwerk zu schwingen und mit dem Schwein das Weite zu suchen. Sie hatten jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Hohndorfer Nachtwächter, der die Spitzbuben beobachtete, setzte rasch seinen Heindorfer Kollegen von der Sache in Kenntnis, und beide lauerten den Banditen auf und überwältigten sie nach heftigem Kampfe. Den tapferen, pflichtgetreuen Wächtern ist von ihren Gemeindeverwaltungen eine öffentliche Belobigung erteilt worden. Fleischermeister Hähnel hat ihnen außerdem eine Prämie in Gestalt von je zwei Dauerwürsten zukommen lassen. Es steht zu hoffen, daß die zahlreichen Diebstähle, die sich in letzter Zeit in Heindorf und Hohndorf ereigneten und zweifelsohne auf das unheilvolle Treiben der beiden festgenommenen Spitzbuben zurückzuführen sind, nunmehr aufhören. Den tapferen Wächtern rufen wir ein kräftiges ‚Bravo‘ zu.“

Humor und Volksbrauch in Oberschlesien

Von Dr. Emil Maxis

Wer über einen Wurzelknorren stolpert und dabei lachend ausruft: „Hoppla, sitzt der aber fest“, der hat Humor. Um eine Erklärung zu geben: Humor ist die Fähigkeit, dem Ernst des Lebens eine heitere Seite abzugewinnen und uns mit jenem dadurch zu versöhnen.

Von dieser schönen Eigenschaft besitzt der Oberschlesier ein reichlich Maß. In allen Lebenslagen zeigt er sie, wodurch ihm sein Dasein, das durch die natürlichen Bedingungen in viel rauheren Formen verläuft als anderwärts, einigermaßen erträglich wird.

Der hervorstechendste Charakterzug des Oberschlesiers ist seine Frömmigkeit. Sie vermag ihm über manche Fährnis hinwegzuhelfen. Die Heiligen sind ihm gute Freunde, mit denen er gelegentlich auch ein kräftiges Wörtlein reden kann. Ritt einst ein Bäuerlein nach der Stadt, Geschäfte zu besorgen und tat sich hierbei recht gütlich. Als es am Abend seinen Gaul wieder besteigen wollte, besaß es nicht mehr das nötige Gleichgewicht. In seiner Bedrängnis wendet es sich an die Vierzehn heiligen Nothelfer mit einem Stoßgebet. Es versucht abermals einen tüchtigen Schwung und gelangt auch glücklich auf den Rücken des Pferdes, um gleich wieder auf der andern Seite hinunterzufallen. Da dreht es sich um, als ob die vierzehn Heiligen hinter ihm ständen, und spricht mit strafender Miene: „Aber meine Herren, helft doch nicht alle auf einmal.“

Die Frömmigkeit wohnt oft nachbarlich neben einer handfesten Grobheit. Kniete da ein Mann in heißem Gebet in der Kirche, als er versehentlich von einem anderen getreten wurde. Sehr unangenehm für ihn, da er barfuß war. Sogleich sprang er auf und hatte nicht übel Lust, jenem eine kräftige Verwünschung an den Kopf zu werfen. Er besann sich aber und sprach: „Heut will ich nicht fluchen, denn ich habe mich soeben mit meinem Herrgott ausgesöhnt, aber morgen da soll dir ein Donnerwetter in den Magen fahren.“

Gelegentlich weiß sich Frömmigkeit mit überlegener Schläue wohl zu einen. Ein Franziskanermönch war einst den ganzen Tag unterwegs, milde Gaben einzusammeln. Als er gegen Abend mit schwerer Bürde heimwärts zog, wurde er von einem Räuber angehalten, der ihm drohend befahl, alles herzugeben. Der Mönch tat, wie ihn geheißen. Dann sagte er zu dem Wegelagerer: „Lieber Freund, wenn ich nun mit leeren Händen im Kloster ankomme, denkt der ehrwürdige Prior, ich habe, statt zu betteln, faul im Grase gelegen. Sei daher so gut und schieße in meine Kutte, die ich zu diesem Zweck an den Baum hier hänge, einige Löcher, damit man mir glaubt, daß ich angefallen worden bin.“ Der Räuber war hierzu bereit und schoß drei-, viermal. „Noch mehr, mein Lieber“, sprach der Mönch, „meine Kutte verträgt noch manchen Schuß.“ Allein der Räuber gab zur Antwort, sein ganzer Vorrat an Kugeln sei nunmehr verschossen. Das war es eben, was der Mönch gewollt hatte. Er packte den Kerl mit starker Hand am Genick, gab ihm eine tüchtige Tracht Prügel und führte ihn gefangen von dannen.

Neben der Frömmigkeit ist dem Oberschlesier ein lehrhafter Zug eigen, der von einem gewissen Selbstbewußtsein zeugt. Ein Bäuerlein hatte die Absicht, zum ersten Male in seinem Leben eine Eisenbahnfahrt zu unternehmen. Am Fahrkartenschalter entspinnt sich folgendes

Gespräch: „Ich bitt' schön um eine Fahrkarte.“ „Wohin denn?“ fragt der Beamte. „Wer wird denn so neugierig sein?“ spricht das Männlein, macht kehrt und beschließt, sein Ziel zu Fuß zu erreichen.

Noch ein Geschichtchen als Beleg für den lehrhaften Zug. Auf der Festung Glatz steht ein braver Oberschlesier auf Posten. Das Glacis darf von Zivilisten nur mit einem Erlaubnis-schein betreten werden. Da kommt die Frau Major X. des Weges, um ihren Gemahl vom Dienst weg zu einem Spaziergang abzuholen. Der Posten hält sie an und spricht nur das eine Wort: „Karte!“ „Erlauben Sie mal“, fährt die Dame ihn an, „wissen Sie nicht, wen Sie vor sich haben? Ich bin die Frau Major.“ Der Posten wiederholt das Wort „Karte“, diesmal aber mit drohender Miene. Schimpfend über soviel Unverschämtheit, öffnet die Dame ihre Handtasche, sucht erregt darin herum. Wahrhaftig, sie hat den Ausweis zu Hause gelassen. Da richtet sich der Posten in seiner ganzen Größe vor ihr auf und spricht: „Siehst du, Karte hast du nicht, aber große Fresse, da hast du.“ Und er wies mit der Hand zum Ausgang.

Bevor die Industrie in Oberschlesien festen Fuß faßte, war die Lebensweise der Bewohner mehr als kärglich. Sauerkraut und jene berühmte Suppe aus Roggenschrot, Schur genannt, bildeten die Hauptnahrungsmittel. Auch heute erscheinen sie häufig auf dem Tisch, sehr zum Mißbehagen eines heranwachsenden anspruchsvolleren Geschlechts. Aber der Oberschlesier weiß dem Einerlei im Essen eine gute Seite abzugewinnen. Mit lustig zwinkernden Augen erklärt er seinen Kindern: „Sauerkraut macht fett, Schur macht stark wie eine Mauer.“ Ist es ein Wunder, wenn die Sehnsucht nach einem Braten trotzdem hie und da übermächtig wird? In den großen Wäldern tummeln sich Hasen, Rehe und sonstiges Getier in Fülle. Das unehrliche Handwerk des Wilderers blühte einst viel üppiger als heute, wo die Erinnerung an die berühmten Wilderer nur noch in der Sage nachklingt. Auch der redliche Bauer frönte gelegentlich diesem Laster. Aber höllisch aufgepaßt, hieß es dann, denn das Auge des Gesetzes wachte. Und selbst wenn der Arm der Gerechtigkeit sich schon nach dem Frevler ausstreckte, wußten Geistesgegenwart und Pffiffigkeit ihr ein Schnippchen zu schlagen.

Da hatte z. B. ein Förster ganz frische Spuren eines Jagdfrevels entdeckt. Sein Verdacht lenkte sich auf einen bestimmten Bauern. Er macht dem Gendarm die Meldung, worauf beide stehenden Fußes eine Haussuchung beschließen, Durchstöbern vergeblich Küche und Keller. Als sie die Schlafkammer betreten, legt die Bäuerin, die emsig die Wiege schaukelt, beschwörend die Finger an die Lippen, die Herren möchten auf das kranke Kind, das endlich eingeschlafen, Rücksicht nehmen. Der Bitte willfahrend, durchsuchen die beiden ganz leise Betten und Kasten. Es ist nichts zu finden. Ziehen kopfschüttelnd ab. Als die Luft rein ist, tritt der Bauer herein und zerrt fröhlich das Böcklein, das an Kindes statt in der Wiege gelegen, heraus. Das gab einen herrlichen Sonntagsbraten.

Meister Lampe kam des öfteren in den Hausgarten eines Bauern, um sich am fetten Kohl gütlich zu tun. Was war bequemer, als ein paar Schlingen auszulegen? Der Gendarm riecht Lunte und legt sich auf die Lauer, den Kerl auf frischer Tat zu ertappen. Die Stunden vergehen. Endlich naht ein Häslein und zappelt im nächsten Augenblick gefangen am Faden. Schon ist der Bauer da und will seiner Beute den Garaus machen, da springt auch der Gendarm hervor und donnert ihn an: „So, du alter Dieb, jetzt habe ich dich.“ Der andere ist durchaus

nicht erschrocken. Ruhig spannt er den Leibriemen los, versetzt dem Hasen eine gehörige Tracht Prügel auf die Sitzgelegenheit und läßt ihn laufen. „Sehen Sie, Herr Wachtmeister“, lächelt er hierauf den verdutzten Landjäger an, „wie er davonspringt? Der kommt niemals wieder. So mache ich es allen.“

Auch vor Gericht versucht es der Oberschlesier mit der Schläue. Er hat vor dem Richter zwar einen höllischen Respekt, aber durch einen scharfen Tropfen trinkt er sich den nötigen Mut an, wenn er vor die Schranken des Gerichts zitiert wird. Als Zeuge bedient er sich bisweilen des „Blitzableiters“, das heißt er streckt während er die Rechte zum Eidschwur emporhebt, die Linke verstohlen hinter dem Rücken zum Boden aus. Dadurch glaubt er den Inhalt des Eides unwirksam zu machen, ihn gleichsam „abzuleiten“. Es ist daher keine Seltenheit, wenn der Vorsitzende einer Gerichtsverhandlung einen zum Eide bereiten Zeugen plötzlich scharf mustert und ihn ermahnt, die linke Hand, die sich verdächtig hinter dem Rücken zu schaffen macht, nach vorn zu bringen.

Selbst dem Dieb fehlt es oft nicht an Humor. Eine Frau namens Prager fütterte für ihren Weihnachtstisch ein Gänselein dick und fett. Das Tier gedieh unter ihrer sorgsamem Pflege zusehends. Wer beschreibt aber den Schreck der Frau, als sie eines Morgens, kurz vor dem Fest, in ihrem Stall statt des feisten Kapitolvogels ein elendes, dürres Gänsevieh vorfand, das folgende Inschrift am Halse trug:

„Guten Morgen, Frau Prager,
Gestern war ich fett, heute bin ich mager.“

Eine ähnliche Scheu wie vor dem Richter hat der Oberschlesier vor dem Arzt. Am liebsten kuriert er sich selber und gebraucht hierzu die merkwürdigsten Hausmittel. Besonders den Alkohol, oder wie er im Volksmunde heißt, den „Scharfen“. Doch mit den üblichen Gläschen ist es da nicht getan, es muß zum mindesten schon ein „Dreistöckiger“ sein, den er seinem kranken Menschen einverleibt. Als vorbeugendes Mittel gegen Krankheiten ist der Alkohol ebenfalls willkommen. Am Weihnachtsabend z. B. wird durch einen kräftigen Schluck „der Wurm ertränkt“, jener geheimnisvolle Krankheitserreger, von dessen fabulosem Dasein man genau so viel weiß, wie von dem der Seeschlange. In Wirklichkeit dürfte es sich um eine humorvolle Unterdrückung des Hungergefühls handeln, da am Weihnachtsvorabend gefastet werden muß.

Auch das Nikotin gebraucht er gern als Heilmittel und verschafft sich bei Zahnschmerzen Linderung, indem er den braunen Saft seiner Tabakspfeife in den hohlen Zahn tröpfelt. Wenn er aber gelegentlich den Arzt doch in Anspruch nehmen muß, so schickt er mit Vorliebe sein Eheweib hin. Dann ist der Arzt für seine Diagnose lediglich auf den Krankheitsbericht der Frau angewiesen. Dabei können sich die erstaunlichsten Dinge ereignen, wie folgendes Geschichtlein beweist. Ein Patient bekam ein paar Blutegel verschrieben, die ihn von dem allzu großen Blutdruck befreien sollten. Was tat die Frau mit den unschuldigen Tierlein? Sie setzte sie ihrem kranken Mann als Speise vor, zart gebraten und mit einem Schuß Essig versetzt. Über die Wirkung der sonderbaren Medizin weiß die Historie nichts zu berichten.

Wenn jemand das Leben nicht länger zu ertragen und den Freitod wählen zu müssen glaubt, so greift er zum Strick. Die Kugel verachtet er. Ein Förster sah einst, wie sich ein

Mann an einem Baum zu schaffen machte. „Was tust du da?“ fragte er ihn. „Ich will mich aufhängen, weil meine Frau mir das Leben zur Hölle macht“, war die Antwort. „Das kannst du leichter haben“, sprach der Förster, „ich werde dich erschießen.“ Riß sein Gewehr von der Schulter und legte auf den Lebensmüden an. „So war es nicht beschlossen“, schrie dieser, lief davon und vergaß für immer seine selbstmörderischen Pläne.

Wenn nun wirklich solch ein armer Kerl am Stricke hängt, dann weht der Wind gar heftig, weil der Teufel durch die Lüfte heranbraust, sich den Höllenbraten zu holen. Oft wird noch ein letzter Versuch gemacht, den Mann dem Leben zurückzugewinnen, indem man ihn tüchtig ohrfeigt. Aber wohlgemerkt, nur mit der Linken, denn ein Schlag mit der rechten Hand führt den Tod noch schneller herbei. Ist alle Mühe vergebens, dann wird wenigstens ein Endchen des verhängnisvollen Strickes als Glücksbringer in die Geldbörse gesteckt.

Der Oberschlesier hat in seinem Sprachschatz ein Wort, das ihm wohl das liebste von allen ist. Er gebraucht es als Ausdruck der Freude und Trauer, der Überraschung und des körperlichen Schmerzes, kurzum, er gebraucht es immer und stets in anderem Sinn. Dieses Wort, das geradezu eine Benennung für ihn selbst geworden ist, heißt „Pieronnie“, du Donnerwetter. Mit Pieronnie stürmten im Weltkrieg die Regimenter Oberschlesiens zum Angriff vor, und erweckten auf des Feindes Seite die Meinung, sie seien Kolonialtruppen. Ja, das Wort konnte damals zum Lebensretter werden. Ein Posten auf vorgeschobener Feldwache erspäht ein verdächtig umherschweifendes Individuum. Vorsichtig schleicht er sich heran, den Mann genauer zu betrachten. Der hat zwar etwas am Leibe, was einer altersgrauen deutschen Felduniform ähnlich ist, aber wer gibt die Garantie, daß es sich nicht um einen Spion handelt? Der Soldat fällt also das Gewehr und ruft dem andern zu: „Parole!“ Erschrocken ob der unerwarteten Begegnung, weiß der andere nur zu erwidern: „Pieronnie, da hab ich jetzt Parole ganz vergessen.“ Der Posten nimmt seinen Schießprügel wieder auf, klopft dem vermeintlichen Spion, der in Wirklichkeit ein Versprengter ist, auf die Schulter und lacht: „Wenn du sagst Pieronnie, Landsmann, so bist du Kamerad.“ Und er ließ ihn ungehindert passieren.

Das Sprichwort und die Redensart sind in Oberschlesien außerordentlich reich an Humor. Es mögen hier nur solche Platz finden, die bisher noch keiner Sammlung einverleibt sind. Eine besondere Freude war es mir, sie dem Volke abzulauschen. Sie sind um so lehrreicher, als sie die Denkweise des Oberschlesiens scharf umreißen.

Es hat der Ochs gar schnell vergessen,
Daß er vordem als Kalb ^{am} ~~das~~ Gras gefressen,

ist eine Mahnung zur Bescheidenheit für den hochnäsigen Prahlhans. Vor dem Übermut und seinen bösen Folgen warnt das Wort: Zerr den Hund nicht am Schwanz, so macht er dich nicht schmutzig. Und wer den Schattenseiten des Lebens besondere Aufmerksamkeit widmen soll, damit er sie überwinde, für den gilt der Spruch: „Man soll Gott eine Kerze weihen, dem Teufel aber zwei.“ Es ist dies gleichsam eine Verbeugung vor den Mächten der Finsternis.

Aus der Zahl der Volksbräuche, die den Humor im Charakter des Oberschlesiens kennzeichnen, sei nur ein einziger, aber besonders urwüchsiger, herausgegriffen. In der Gegend um Oppeln ist der sogenannte „Gänsesegen“ im Schwange. Sobald die Gänselein, die in der Nähe des wärmenden Küchenofens ausgebrütet wurden, so weit erstarkt sind, daß sie sich

im Freien tummeln können, nimmt die Bäuerin eine alte Hose ihres gestrengen Ehegemahls und läßt die Gänselein durch ein gespreitztes Hosenbein hindurchkriechen. Dabei spricht sie eine gereimte Beschwörungsformel, den Gänsesegen, der hochdeutsch also lautet:

Haltet zusammen, ihr Gänselein, bei Hitze und Eis.
Ihr gehört zueinander wie die Hose zum Steiß.

Hiermit wären wir am Ende unserer Betrachtung. Sie erhebt nicht den Anspruch, erschöpfend zu sein, bringt aber doch den Nachweis, daß ein reichliches Tröpflein Humor im Blut des Oberschlesiers kreist. Es scheint fast, als hätte eine gütige Natur zum Ausgleich dafür, daß er manches andere entbehren muß, ihn mit dieser Gabe so freigebig ausgestattet. Dadurch wirkt sein Wesen trotz mancher Herbheiten gefällig, der Humor macht ihn zu einem Menschen, mit dem es sich recht gut leben läßt.

Lebhafte Debatte im Stadtparlament



Motto: Seid verschlungen Millionen

Holtei, der ewige Schlesier

Zu seinem Gedenktage

Von Hans Christoph Kaergel

Ich sitze wieder in dem alten, behaglichen Gasthause meiner Vaterstadt Striegau, den Blick zu den einzigen am Markte stehengebliebenen Lauben gerichtet, und warte, bis draußen über den Ring her ein Schlitten klingelt. Es schneit, und es ist bald Mitternacht. Die Gäste sind schon hinausgepölkert. Der Wirt gähnt. Er schüttelt verwundert den Kopf und weiß nicht, worauf ich noch warte. Es kommt heut keiner mehr herein. Zuweilen sehe ich auf ein kleines, schon vergilbtes Bild, das mir gegenüber hängt. Ich weiß, daß unter der Photographie die Worte stehen: „Hier weilte Karl von Holtei auf seiner letzten Vortragsfahrt durch seine schlesische Heimat.“ Aber das will ich nicht wissen. Ich will, daß er jetzt mit seinem Schlitten auf das Deutsche Haus zulenkt und — Gottlob, es klingelt wahrhaftig! Ein Schlitten kommt. Aus dem hohen Pelz guckt ein altes, gütiges Gesicht. Ich hab's gewußt, es kann nur Karl von Holtei sein. Das ist gut so. Ich kann es ihm nur in dieser mitternächtigen Stunde allein sagen, warum ich auf ihn gewartet habe. Er schimpft schon in der Türe. Ja, er läßt einen kräftigen Fluch auf mich niederprasseln. Dann ist alles gut. Nun kann ich ihm alles sagen, und er ist bei der besten Laune. Ich hole ihm einen Stuhl, der Grog feuert. Es dampft die ganze Stube. Ich bin schon im Erzählen. Er läßt mich ruhig gewähren. Endlich hat er eine Antwort für mich. „Ich glaub's nicht recht, daß ihr jungen Kerle mich versteht. Ihr habt bloß mal gelesen, daß ich am 12. Februar schon fünfzig Jahre mucksmäuselstille im Grabe liege und da kratzt ihr mit euren Federn übers Papier, daß es nur so seine Art hat. Was wißt ihr nicht Gescheites über mich zu sagen! Wenn ihr wenigstens Ohren hättet, um zu hören, müßtet ihr wenigstens mein Lachen hören. Es ist ja alles falsch, was ihr da macht. Ihr beweist haargenau, daß ich ein verdorbener Komödiant und ein vorzüglicher Dichter sei, oder ein verdorbener Dichter, dafür aber ein wundersamer Komödiant. Ihr kramt in meinen Briefen, lauft mir alle Straßen nach und seid entzückt, wenn ihr zu finden meint, ich sei der erste schlesische Mundartklassiker gewesen. Ihr macht euch alle lächerlich. Ihr schreibt zuviel über einen und wißt gar nicht, daß ihr einen damit begrabt. Mein Lieber, du gehörst dazu! Du hast doch nur darauf gewartet, daß ich komme und dir etwas Neues von mir erzähle. Aber ich denke nicht daran. Ich will leben. Ich will nicht begraben sein. Ich will durch meine schlesischen Lande fahren und überall dabei sein, wo es wahrhafte Menschen gibt, die das Leben lieben. Verstehst du? Schreibe nicht über mich, sondern lasse mich selber zu den Menschen gehen!“

Ich sitze nicht mehr zur Nacht im heimatlichen Gasthause, ich sehe nicht mehr den Schlitten, nicht mehr das freundliche Gesicht, sondern höre nur seine Stimme und weiß, daß er nichts anderes sagen würde und könnte. Drum werden mir alle Worte wieder ausgelöscht, die ich über unseren Holtei schrieb, und übrig bleibt nur er selber.

Damit meine ich den Holtei, dem es nicht im Traume einfallen wird, auf seinen schlichten Grabhügel zu gucken, sondern der mit einem freundlichen Lachen zu allen Menschen noch heute kommt, die guten Willens sind. Auf meinen vielen Fahrten durch alle schlesischen

Städte und Dörfer bin ich so manchem begegnet, der mich nach dem „Christian Lammfell“ fragte, oder der mir ein Gedicht von Holtei empfahl. Und wenn ich in jeder Vortragsstunde Holtei mit aufmarschieren ließ, blieb von allen Schnurren und allem herzlichen Lachen doch als tiefster Eindruck das Holteische Lied zurück. Das gab mir immer zu denken. Da ich weiß, daß sich Leben nur am Leben entzündet, kann Holteis Geist nicht verloschen sein. Er muß leben. Und von diesen Stunden an bin ich dem lebenden Holtei nachgegangen. Dabei fand ich, daß er sich diese Unsterblichkeit durch sein herzbefreiendes Lachen erzwungen hat. Es gibt keinen anderen Weg zu ihm, man muß ihn lachen hören. Zuerst geschieht es ganz leise. Ja, es ist etwas Wehmut dabei. Er trauert noch dem Leben nach, dann kommt es aus den tiefsten Lebensgründen und reißt uns mit und bringt uns zu einem viel tieferen Verstehen des Lebens. An ihm beweist sich immer wieder die alte Weisheit, daß nur der zum befreienden Lachen kommen kann, der durch tiefstes Leid ging. Er nimmt dann von den Menschen, vom Schicksal, alles in seine Hände und legt es still beiseite, es bedrückt ihn nicht mehr Not und Tod. Über ihm steht immer wieder ein blauer Himmel auf, der über sein Leben leuchtet. Vielleicht ist es die letzte Lebensweisheit, daß wir dieses überirdische Lachen lernen, das nicht mehr an den Dingen sich ergötzt, sondern schon über sich selber mitlacht und etwas von einer göttlichen Fröhlichkeit in sich trägt. Eine Fröhlichkeit, die schon im Kinde lebt.

Ich weiß, daß es keinen Schlesier vor und nach Holtei gab, der dieses behutsame kindliche Lachen je so überzeugend gestalten konnte, wie er es vermochte. Es liegt in einem einzigen anspruchslosen Gedicht manchmal die Weisheit eines ganzen Lebens. Holt euch nur den lebendigen Holtei ins Haus und lest einmal das Gedicht „s Stiehuhfmandel“! Da ist alles verfliegen, was euch bedrückte. Ja, wenn selbst der Tod eben in euer Haus kam und leise klopfte — er schreckt schon nicht mehr. Das alte schlesische Kinderspielzeug läßt euch Holtei tanzen und ihr hört ihn schließlich lächelnd sagen:

Oder kumm ihch juste
Uf annen Kerchhof zwischen Gräbern hin,
Do giht mei Spielzeug mer ooch durch a Sin.
Do wird mer doch, ma kan's nich recht beschreiben,
S'frat was: „Wirscht de fer ewig liegen bleiben?“
Do fällt mersch haldich immer wieder ein,
Sölld ber nich alle Stiehufmandel sein?

Ein so großer und ewiger Gedanke wie die Auferstehung ist ihm nicht zu groß, er bringt ihn in das Gleichnis eines Kinderspielzeuges: Er ist auf jenem Wege, den nur die Menschen gehen können, die alle Erschütterungen des Lebens hinnehmen als Erschütterungen, die vorübergehen müssen. Ganz unbewußt hat er in diesem unbekümmerten Gedicht sein innerstes Wesen gezeichnet, das, je näher wir zusehen, um so mehr das schlesische Wesen schlechthin offenbart. Wir sind an der Tür zum Innersten des schlesischen Menschen. Er ist ein Stiehufmandel, einer, der tausendmal vom Schicksal zu Boden geworfen wird, und doch wieder auf die Füße zu stehen kommt und nie Schaden nimmt. Mit den gleichen Sprüngen tanzt er glücklich weiter. Dieses ewige Wiederaufstehen kommt aus einer tiefsten religiösen Verbundenheit des Schlesiers. Wenn auch Holtei von diesem Erbgut der Schlesier weniger erbte, er

war auch in dieser Verbundenheit gefangen. Auch wenn er nicht die ergreifenden Gesichte dafür fand, die Jakob Böhme und Angelus Silesius und noch Christian Günther schufen, er war in diesem Leben der Schlesier, der Gott als Realität hinnimmt. Nur daß Holtei ihn nicht gestaltete. Er lebte in der Unbekümmertheit seines Daseins. Wie hätte er für alle überirdischen Dinge sonst die kindlichsten, natürlichsten Bilder und Vergleiche finden können. Man kann wohl ruhig sagen, daß der tiefste Grund seines Humors in einer religiösen Verbundenheit zu suchen ist. Einfacher und sinnfälliger hat kaum ein anderer Volksdichter von der Ewigkeit gesungen als Holtei, wenn er in seinem Gedicht „Die neuen Stieweln“ schließt:

Hier sein ber ja derheeme nich;
Wie pure Gäste halt ber sich
Derweile uhf. Do müß bersch naehmen
Wie's gieht. Do sol sihch keens nich graemen,
Wenn i'm der Schöpfer Schmärlen schickt.
Waer wiß denn, wu der Schuch en drickt?
In jänner Welt, im andern Laeben,
Do wird's sihch's wie vun sälber gaeben,
Do tutt uns gar kee Stiewel weh,
Do loof ber barbs, do drickt's nimmeh.

Man hört es aus jedem Wort heraus, daß diese kindlichen Bilder aus einem gereiften Herzen kommen. Ich glaube, in dieser viel zu wenig erkannten schlesischen Frömmigkeit Holteis auch die tiefste Ursache zu seinem romantischen Leben gefunden zu haben. Der ewige Wanderer ist er uns, der von Unruhe getrieben nie Ruhe findet, der Heimatlose, der ewig die Heimat sucht. Erst als er ohne Bekenntnis die innere Heimat in sich entdeckt, ist ihm zugleich die schlesische Heimat Besitz geworden und er kann nun selber das Leben, die Menschen und Schicksale zu einem Spiel zusammensetzen. Kein Wunder, daß ihm dabei die Wichtigtuerei der Menschen, ihr Kummer, ihre Sorgen, alles klein und nichtig erscheint, das er nur leise belächeln muß.

Wir wissen, daß der Weg bis dahin ihm sauer genug angekommen ist und er zweimal die liebsten Kameraden seines Lebens zu Grabe tragen mußte, um erst an sich auszuprobieren, ob er ein „Stiehufmandel“ sei. Wir wissen, daß er das Theater bis zur schmerzhaften Raserei liebte, um endlich zu erkennen, daß er nicht zu ihm gehörte. Immer ging er den umgekehrten Weg und immer blieb von allem Jammer ein befreiendes Lächeln zurück. Auch in seinem Dichten ist er diesen anderen Weg zuerst gegangen, bis er, selber alt geworden, erkannte, daß die „Schlesischen Gedichte“ das Liebste und Beste seien, was er den Menschen geschenkt habe. Es liegt in seinem ganzen Leben begründet, daß auch die Menschen, zu denen er sprach, erst den falschen Weg zu ihm gingen. Er galt als der Theaterdichter, der mit rührseligen Stücken die Herzen packte. Dann suchte man in seinen dickbäuchigen Romanen das neue Leben, bis zuletzt nur dieses bescheidene Lachen blieb, das aus seinen schlichten schlesischen Gedichten und aus seinen Lebenserinnerungen „Vierzig Jahre“ sprach — und seltsam genug auch wieder einem seiner besten Romane, dem „Christian Lammfell“ eigen war. Jetzt ist der Weg zu ihm nicht mehr zu verfehlen. Holtei zwingt uns nicht mehr,

seinen „Lorbeerbaum und Bettelstab“ anzusehen, will nicht mehr, daß wir uns von seiner „Lenore“ erschüttern lassen. Er ist zufrieden, wenn wir noch einmal summen „Schier dreißig Jahre bist du alt“, aber er wird fuchsteufelswild, wenn wir nicht wissen wollen, daß er einer der lebenden schlesischen Dichter ist, die überhaupt nicht sterben können. Denn in diesem Schlesischen, das ich vorher andeutete, lebt er und bleibt er unsterblich. Ob wir es nun im „Christian Lammfell“ finden und heute noch mitgerissen lesen müssen, ob wir ihm „vierzig Jahre“ durch sein Leben nachjagen, mit an Goethes Tafel sitzen und mit Goethes Sohne pokulieren oder in die schlesische Heimat gehen und hier überall seine Lieder aufklingen hören. Es ist da, dieses große Kindsein Gottes, der so groß ist, daß dem Menschen selbst der Name entfällt. Der so groß ist, daß er es sich gern gefallen läßt, daß er vermenschlicht wird. Der so weit ist, daß ein ganzes Leben nicht ausreicht, um zu ihm zu kommen. Darum wandert der Schlesier. Er sucht immer die Heimat. Nirgends hält er lange aus. Er will in diese große Heimat kommen. An Holteis Wanderzeit erkennen wir den typisch schlesischen Wandermenschen am reinsten. Er ist aber an allen schlesischen Großen vor und nach Holtei zu erkennen. Ich denke nur an Martin Opitz, an Silesius, Günther und nach Holtei an Karl und Gerhart Hauptmann, ja selbst die seßhaften Gott- und Heimatsucher Jakob Böhme — und in unserer Zeit Hermann Stehr — sind weite Wanderer, die nie im Erreichten bleiben, sondern ewig wieder aufgetrieben weiter und weiter wandern müssen. Wir müssen Holtei zu diesen großen Schlesiern zählen, diesen Wanderer, Komödianten und Dichter, weil er einer von dieser großen Gilde ist. Auch wenn nur wenig von ihm lebt und bleibt, es lebt doch. Und es lebt groß, weil es getragen wird von einem Humor, der nur den Menschen beschieden ist, die die Welt und sich überwunden haben.

Ich könnte hier noch auf seine Malweise eingehen, wie er seine frohbesinnlichen Lebensbilder schuf, oft mit leichten und kindlich feinen Strichen, dann wieder mit klobigen derben Balkenlinien. Aber das wären nur Gradunterschiede. Wenn er wispert wie ein Kind, das sich versteckt und von dort aus einem eins lachend auswischen will und dann wieder poltert und wie ein Knecht auf der Ofenbank lacht, so gehört das alles zusammen, denn es kommt aus diesem schlesischen Wesen, das seinen Himmel auf Erden und jenseits der Wolken sieht. So verschieden dieses Himmelreich dem Fremden erscheint, es gleicht doch eins dem andern. Um das recht zu verstehen, müßte man mit Holtei durch Schlesien ziehen. Den Sommer-sonntag abwarten, den Zobten, seinen Zutaberg besteigen, im „kleenen Häusel“ in Obernigk rasten und nachts durch die alten Gassen von Breslau schlürfen.

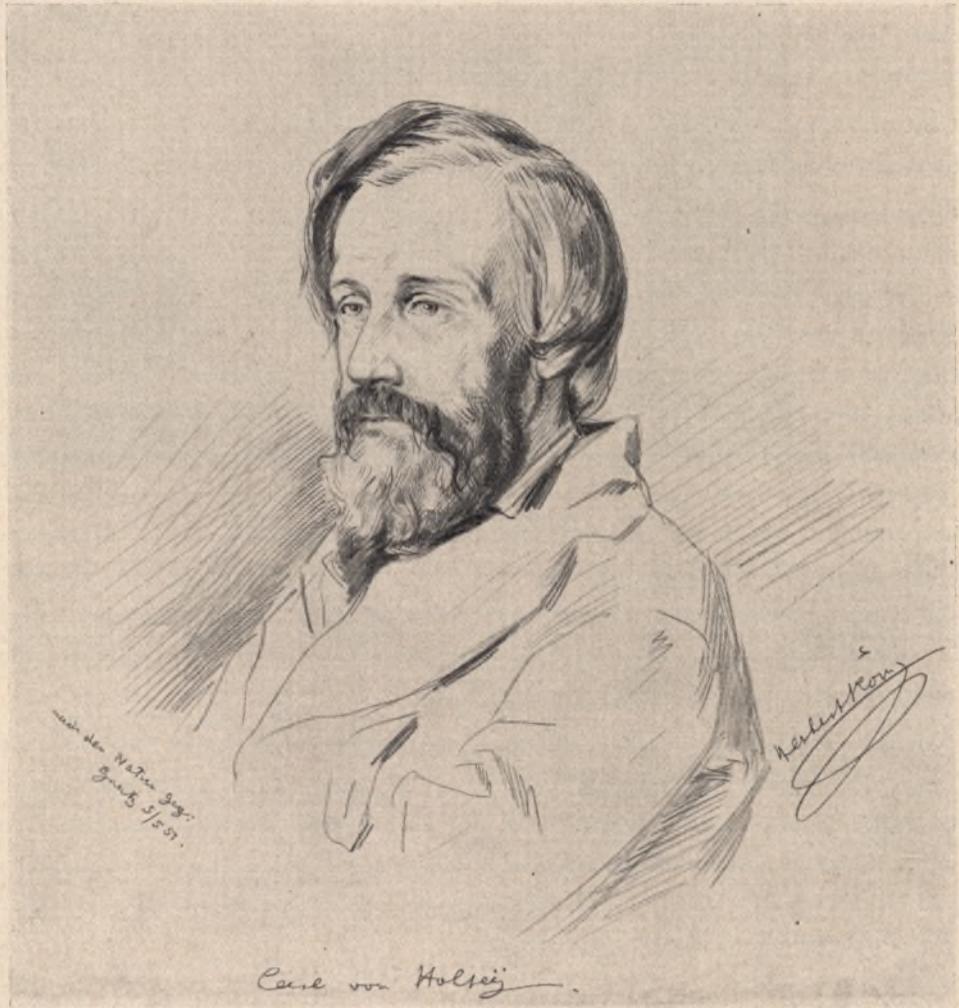
Es ist erstaunlich, wieviel diese schlesische Erde in Holteis Leben und Dichten mit hineingesungen hat. Obwohl er als Stadtjunge sie immer nur ersehnen durfte, ist sie stärker in ihm als in manchem Dichter, der vom Dorfe kam. Das ist wieder aus seiner völligen Hingabe an das Heimatliche zu erklären. Es gibt keinen, der die Sehnsucht stärker in sich bewegte als Holtei. Es ist so, als ob er allen heimatlosen Schlesiern für ewige Zeiten den Psalm sang, der sie von selber auf die Straße nach Hause führte. Es mag viel Sentimentalität mit verflochten sein, weil sie mit zur schlesischen Seele gehört, aber alles ist wahr, groß und einmalig. Er hat für alle die große Sehnsucht gesungen und es gibt keinen schlesischen Menschen, der nicht bis ins Innerste bewegt wird, wenn er Holteis „Suste nischt ock heem“ hört.

Tiefer kann keiner diese letzte Verbundenheit mit der Heimat gestalten. Denn ewig werden im schlesischen Menschen seine Sehnsuchtsverse stehen:

Die Sehnsucht wil ich wie an'n Schatz verwahren,
Denn meine Seele ihs se Honigsem.
Und ihs's nich ehnder, is's mit weißen Haaren,
Ehb uf a Stirbs ich gihn tu, muhß ihch heem;
Ja, wenn's ooch irschte nach memm Tode waere!
Giht's nich de Längde, giht's doch in de Quaere.

Wo bin ich? Ich bin wieder am Fenster des alten Gasthauses. Eben schlägt eine Tür zu. Ein Schlitten klingelt fern. Der Wirt nickt und sagt: „Ja, ja, wenn der Holtei noch lebte! Es ist gar nicht möglich, daß er schon fünfzig Jahre tot sein soll.“ Und ich lache ihm ins Gesicht. Holtei soll tot sein? Ja, dann gäbe es keinen Schlesier mehr. Er ist doch der erste und der letzte Schlesier. Er geht ja heute noch durch die Welt. Seht ihr ihn nicht gehen? Redet mir nicht von seinem Grabe! Singt nur mit ihm seine Lieder. Ihr werdet sehen, er marschirt neben euch her!

**Breslau,
Universitätsbibliothek**



Carl Holtei
Gezeichnet von
Herbert König

Ein neues Holtei-Bildnis

Die Staats- und Universitätsbibliothek in Breslau besitzt eine wertvolle Holtei-Sammlung von Originalmanuskripten einiger Prosawerke und poetischer Schöpfungen, von 300 zumeist noch unveröffentlichte Briefen und zahlreichen Bildern des Dichters*). Die Reihe der Bildnisse aus verschiedenen Lebensaltern ist kürzlich durch die umseitig wiedergegebene, auf einer Berliner Auktion erstandene Bleistiftzeichnung bereichert worden. Das 19,9 × 22,6 cm große, flott und ausdrucksvoll gezeichnete Blatt trägt den Vermerk „nach der Natur gez. Gratz 5/5 51 Herbert König“.

König, geboren 1820 in Dresden und gestorben 1876 in Niederlöbnitz, hatte, wie Holtei als Schauspieler, Dichter und Regisseur, ein unstätes Wanderleben geführt, bis ihn 1848 sein zeichnerisches Talent in München als Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“ auf zwei Jahre seßhaft machte. 1850 bis 52 unternahm der leichtbewegliche, vielseitig begabte Autodidakt mit Stift und Skizzenbuch ausgedehnte Reisen innerhalb und außerhalb Deutschlands. Auf seinen Kreuz- und Querzügen kam er 1851 nach Graz, wo Holtei seit einem Jahr im Hause seiner verheirateten Tochter weilte, um sich mit dem geruhigen Dasein eines Romanschriftstellers in das bürgerliche Leben einzufügen.

Bei dem Zusammentreffen der beiden in Lebensgang und Wesensart verwandten Männer entstand die Porträtskizze, in der König Holteis Persönlichkeit mit ihrem Fluidum des gemütvollen Sinnierers festgehalten hat.

Die Prägnanz und Geschlossenheit dieser Gelegenheitsarbeit ließ in ihr eine „schnittgerechte“ Vorlage für die Illustrationstechnik der Zeit, den Holzschnitt, vermuten. Es gelang mir, das Bildnis als Holzschnitt im Jahrgang 1851, Nr. 428, S. 253 der Leipziger Illustrierten Zeitung, deren ständiger Mitarbeiter König seit 1852 war, festzustellen. Der unsignierte Holzschnitt, in dem der Schwung und die Feinheit des Originals durch den handwerksmäßigen Umsetzungsprozeß naturgemäß verloren gingen, ist von einer „Graz im September 1851“ datierten Plauderei, aus Königs Feder begleitet. Hier wird neben Holteis literarischer Bedeutung seine verbindliche Art betont, deren Zauber sich besonders wirksam im Gespräch entfaltete. „Holtei, ein Mann, den man lieben muß, dessen geistreiche Conversation unwiderstehlich fesselt, um so mehr, da sein Humor ein echter, ungekünstelter, tiefempfundener ist... Schade, daß Holtei Einem seinen genußreichen Umgang nie lange vergönnt; bald ist er hier, bald dort, er entwischt Einem unter den Händen, gerade wenn man ihn recht fest zu halten glaubt; wir möchten sagen, es liegt etwas Unstütes in seinem Wesen. Sollte dies eine Folge seines lebendigen Geistes sein, der immer vorwärts und weiter zu dringen strebt und sich selten Ruhe gönnt?“

Holtei schenkte dem Zeichner ein Buch mit der Widmung „Ein Poet mit Griffel und Feder“. Diese liebenswürdige Charakteristik hat König in seine „Ein Autodiktat“ überschriebene Selbstbiographie (Gartenlaube, 1875, Nr. 18, S. 303) als zutreffend für sein künstlerisches Naturell aufgenommen. Königs ungezählte Zeichnungen und Aquarelle, die „seine Zeit in ihrer frappantesten Situationen und Figuren schildern“, sind trotz des Bemühens, die Meisterschaft eines Gavarni zu erreichen, in dem Meer der Zeitschriftenillustrationen untergegangen.

Dr. Herbert Gruhn.

(* Darüber Alfred Schneider im Zentralblatt für Bibliothekswesen 42, 1925, S. 19—25.



**Gespiegelte
Maske**

**Lichtbild
Rose
Nicolai**

Briefkasten

Besorgte Hausfrau. Wenn Ihr Mann nachts im Bett mit den Armen flattert und „Spitzbube!“ ruft, so braucht er nicht unbedingt die Papageienseuche zu haben. Er träumt vielleicht vom Geschäft.

Heraldiker. Sie fragen, was das W im Breslauer Wappen bedeutet? Nach den neuesten Forschungen von Mollzahn bedeutet es „Wurscht.“

Theaterbesucher. Wie die letzte Oper von Wagner heißt? „ . . . Stadtvater sein dagegen sehr!“

Feinschmecker. Nein, die sogenannten „Brieger Gänse“ sind keine Backfische, obwohl sie in der Oder schwimmen.

Literat. Nach der letzten amtlichen Feststellung gibt es in Oberschlesien 10463 anerkannte Dichter. Rechnet man die

vielen Schwarzdichter dazu, so dürfte etwa die doppelte Anzahl herauskommen.

Weidmannsheil! Die einzigen Enten, auf die passionierte Jäger ohne Schonzeiten das ganze Jahr hindurch schießen dürfen, sind die Promin-Enten.

Museumsdirektor. Wir geben gern Ihrer Berichtigung Raum: Unwahr ist, daß der beklagenswerte Museumsaufseher F. durch die Bilder der modernen Abteilung verrückt gemacht worden sei. Wahr ist vielmehr, daß er über einen plötzlich auftauchenden Besucher, der eigentlich in das gegenüberliegende Polizeipräsidium wollte, so erschrak, daß er den Verstand verlor.

Unzufriedener. Wenn Ihnen unsere Fashingsnummer nicht gefällt, dann nehmen Sie stündlich einen Eßlöffel Knoblauch-Extrakt. Das hilft gegen Arterienverkalkung.

R. H.

RUNDSCHAU

Muß die Breslauer Oper untergehen?

Diese Frage, vor kurzem noch kaum von irgendwem ernsthaft erwogen, ist in den ersten Tagen des Januar mit brutaler Deutlichkeit gestellt und zugleich bejaht worden. Die Nachforderungen des Stadttheaters in Höhe von 260 000 Mark konnten von der Stadt Breslau, die kaum den überhandnehmenden Lasten der Wohlfahrtspflege gerecht werden kann, nicht beschafft werden. Die preußische Regierung hat sich bereit erklärt, bis zum Ablauf der Spielzeit durch Sonderzuwendungen den Weiterbetrieb der Oper zu ermöglichen, unter der Voraussetzung, daß dieser und damit die Notwendigkeit weiterer Unterstützungen dann aufhört.

Das Bestehen eines Theaters scheint da, wo die Existenz einer ganzen Stadt und die Aufbringung der notwendigsten sozialen Lasten auf dem Spiele stehen, eine Angelegenheit von so wenig dringlicher Bedeutung zu sein, daß man die resoluten Abstriche dieser Posten im Etat vom Gesamtinteresse aus zunächst kaum zu beanstanden wagt. Zwei Voraussetzungen allerdings sind notwendig, wenn wirklich jeder Einwand verstummen soll: die Auffassung, daß die Erhaltung eines Operntheaters eine Luxusausgabe ist, muß zurecht bestehen und zweitens müssen alle Möglichkeiten nachweisbar erschöpft sein, die Oper mit verringerten Betriebskosten, also mit einem verminderten Zuschuß weiterzuführen, der vielleicht doch noch aufzubringen wäre. Die erste dieser Voraussetzungen trifft für das einzige namhafte Operninstitut des ganzen Südost- raumes zwischen Berlin, Dresden und der Reichs- grenze nicht zu; die zweite ist merkwürdigerweise gar nicht ernsthaft diskutiert worden.

Über die Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit des Theaters ist angesichts der heutigen Krise, die ja eine keineswegs auf Breslau beschränkte Erscheinung ist, eine lebhaftige Debatte entstanden. Leider ist diese auf eine zum großen Teil schiefe Gegenüberstellung des Etats der Schauspielbühnen und der Oper zugespitzt worden, aufgrund der Tatsache, daß die beiden Breslauer Sprechbühnen (Lobe- und Thaliatheater) mit einem relativ geringfügigen städtischen Zuschuß arbeiten, während die Oper (Stadttheater) eine Jahres- zuwendung von nahezu einer Million benötigt. Diese Zahl ergibt sich (dies sei vorausgeschickt) nicht als Folgeirgend wie verschwenderischer Wirtschaft der Stadttheaterverwaltung, sondern aus dem ungleich verzweigten und zahlreicheren Apparat der Oper und den infolge des zeitlich begrenzten Wertes der Stimme höheren Gagen des Solopersonals. Eine Gegenüberstellung ohne Anerkennung dieser so ver-

schiedenartigen Voraussetzungen muß also im Publi- kum irrierte Ansichten über die geschäftliche Leitung des Opernbetriebes erwecken. Genügt hier eine bloße Klarstellung und ein Vergleich mit den Zuschüssen auswärtiger großer Opernbühnen, die selbst in kleineren Städten durchschnittlich höher als in Breslau sind, so beansprucht ein zweites Argument ausführlichere Behandlung. Es besteht in der Behauptung, daß dem ungleichen Verhältnis der finanziellen Lasten eine gerade umgekehrte Leistung und kulturelle Notwendigkeit der beiden Institute entspreche: während das Schauspiel, den Ideen der Gegenwart zugewandt, die große Menge fesselt und riesige Besucherzahlen aufweist, ist die Oper (so heißt es immer wieder) eine Angelegenheit, die nur ein paar Musikfreunden zugute kommt und deren Spielplan wegen des Fehlens neuer, dem Zeitgeist verwandter Werke jegliche Aktualität und damit jede Wirkung in die Breite mangelt.

Es ist nicht damit getan, hiergegen die von Monat zu Monat steigende Besucherzahl der Oper ins Treffen zu führen; das Ungeheuerliche solcher Bewertung wird vielleicht erst dann klar, wenn man daraus die Schluß- folgerung zieht: also ist es notwendig, die „Trojaner“ zu spielen (um nur das letzte „Zeitstück“ der er- freulich aktuellen Schauspielbühnen zu nennen), über- flüssig dagegen, „Figaros Hochzeit“ geben zu können. Der Vergleich ist ungerecht und hinfällig, weil Schau- spiel und Oper auf zwei ganz verschiedenen Ebenen stehen und stehen müssen. Die Oper vermag zeit- gemäße Stücke wie „Maschinist Hopkins“ gleichfalls aufzuweisen und mit ihnen ein am Aktuellen inter- essiertes Publikum zu gewinnen. Aber ihre eigentliche Aufgabe liegt in der immer neuen und immer aufs neue mit heutigem Leben verbundenen Wieder- gewinnung einer beschränkten Anzahl unsterblicher Meisterwerke von Gluck und Mozart bis in unsere Tage, und darüber hinaus in der Erprobung neuer Wege, auf denen das sehr zu Unrecht totgesagte musi- kalisch-szenische Kunstwerk seine heute gültige Aus- drucksform sucht. Jene erhaltende und erneuernde Aufgabe aber kommt nicht einer Hand voll von Musik- fanatikern zugute, sondern sammelt in einer Zeit, die Amusement oder dramatisierte Reportage allzuoft mit Theater verwechselt, ein Publikum, das in naiver Emp- fänglichkeit der erhebenden, befreienden oder auf- wühlenden Wirkung des musikalischen Bühnenwerkes gewahr wird. Daß in der Oper mehr Plätze frei bleiben als im billigeren und durch die Theaterorganisationen in ganz anderer Weise erfaßten Sprechtheater, kann am allerwenigsten die Minderbewertung der Oper

rechtfertigen. Die einzige berechtigte Folgerung wäre vielmehr: ermöglicht den vielen Zutritt zur Oper, denen er unter den heutigen Lebensbedingungen unerschwinglich ist! Für eine Stadt von der Größe Breslau und ein Land von der Ausdehnung Niederschlesiens ist also das Bestehen einer Oper kein Luxus sondern eine Quelle geistiger Kraft und künstlerischer Erhebung, deren Versiegen eine fühlbare und sicherlich bald bitter beklagte Verarmung unserer an kulturellen Gütern nicht allzureichen Heimatprovinz bedeuten würde. Freilich wissen wir, daß im gegenwärtigen Augenblick, wo die Stadt um ihre primitivsten Lebensgrundlagen ringt, wo Staat und Reich zu radikalen Etatabstrichen gezwungen sind, die Berufung auf kulturelle Notwendigkeiten geringen Kurswert hat. Wir dürfen uns keiner Täuschung hingeben, daß die Stellungnahme des Staates in der Angelegenheit unabänderlich ist. Aber noch ist zwar das letzte Wort mit dem Staate, nicht aber mit dem Reiche gesprochen. Es scheint, als wäre man bei den zuständigen Stellen der Reichsregierung nicht abgeneigt, die Krise der ausgesprochenen Grenzlandtheater Königsberg, Saarbrücken und Breslau auf einer Ebene zu betrachten und unter Umständen helfend einzugreifen. Allerdings könnten solche noch unausgesprochene Absichten nur gefördert werden, wenn wir eindrucksvoll nachzuweisen vermögen, daß ein starker und einmütiger Wille in der Bevölkerung die Oper der schlesischen Hauptstadt erhalten wissen will. Die Aktion, die zurzeit gleichzeitig von der Genossenschaft der Deutschen Bühnenangehörigen und von privaten Breslauer Kreisen in Gang gebracht wurde und die schon ein imponantes Unterschriftenmaterial ergeben hat, wäre aber nichts als eine bloße Kundgebung, eine kollektive Geste, wenn nicht hinter ihr, hinter jeder einzelnen Unterzeichnung der Wille steht, die Oper, deren Erhaltung man fordert, auch wirklich durch regelmäßigen Besuch zu stützen.

Darüber hinaus aber müßte für die Zeit der Not eine Umstellung des Opernbetriebes selbst vorgenommen werden, der die erforderlichen Zuschüsse auf die unter den heutigen Verhältnissen geringste Summe zurückschraubt. Schon bisher ist gespart worden. Die jetzt unumgänglichen größeren Ersparnisse greifen tief in den Organismus des Theaters ein. Sie bestehen einmal in der Notwendigkeit gesteigerter Einnahmen. Einen populären Spielplan, in dem zugkräftige „Kassenstücke“ vorherrschen und die wertvolle Operette einen größeren Raum einnimmt, würde jeder gutheißen, dem die Existenz des Instituts am Herzen liegt. Künstlerische Leistungen, die der doppelten Aufgabe — Pflege alter und neuer Opernkunst — dienen, würden bei geschickter Führung aus den Erträgen einer solchen Spielplanpolitik ermöglicht werden und die innere Lebensberechtigung des Instituts erweisen. Auch äußerlich würde der Apparat auf das notwendigste Maß zurückgeschraubt werden müssen. Zwar

ließen sich, wenn der tägliche Opernbetrieb aufrecht erhalten werden soll, in der Zahl der Solisten nur beschränkte Abstriche vornehmen. Gleichwohl würden Zustände wie die gegenwärtige Überbesetzung des Altfachs für alle Zukunft vermieden und in noch größerem Maße begabte Anfänger an Stelle teurer Kräfte gesucht werden müssen. Auch der Chor vertrüge eine geringe Reduzierung. Ein sparsamer Betrieb mit geringen Entfaltungsmöglichkeiten wäre immer noch dem völligen Erlöschen einer ruhmvollen und leistungsfähigen Bühne vorzuziehen. Man täusche sich auch nicht über die Unmöglichkeit, durch Gastspiele oder Verpachtung die ständige Oper zu ersetzen. Ensemblegastspiele würden unerschwinglich teure Einzelvorstellungen bringen und ebenfalls auf öffentliche Finanzierung angewiesen sein. Die vielgenannten Theatergeschäftsleute Rotter aber boten kürzlich der Stadt Berlin die Pachtung eines Opernbetriebes unter der Bedingung eines städtischen Jahreszuschusses von einer Million an! Es gibt eben keinen Privatunternehmer, der bei den gegenwärtigen Betriebskosten des Operntheaters ohne Zuschuß zu arbeiten imstande wäre.

Läßt sich die Oper — in welcher Form immer — retten und bleibt der Intendant Dr. Hartmann als Sachwalter musikalischer Theaterkultur Breslau erhalten, so wäre die Hoffnung auf einen Hilfsweg in freundlichere Zukunft gegeben. Eine Vernichtung der Oper aber beraubt Breslau auf unabsehbare Zeit der Möglichkeit, einem der wesentlichsten Zweige der Musik- und Theaterkultur jene Pflege angedeihen zu lassen, zu der die siebente Großstadt des Reiches und die Metropole der schlesischen Grenzprovinz mitberufen und mitverpflichtet ist. Wir erlauben vielleicht im Augenblicke noch nicht voll, was eigentlich für die ganze Zukunft auf dem Spiele steht; wir müssen die allerletzten Möglichkeiten irgendeiner noch so bescheidenen Fortführung unserer Oper versuchen, weil eines ganz gewiß ist: wenn einmal die große Tradition abgebrochen sein wird, wenn einmal dieser feingegliederte und abgestimmte Organismus sich aufgelöst haben wird, dann ist ein Wiederaufbau kaum mehr möglich, selbst wenn Besserung der Wirtschaftslage dazu führen sollte, daß man den jetzigen Entschluß bereut. Denn ein Kunstinstitut wie die Oper ist kein Warenhaus, das man schließen und wiedereröffnen kann; es ist ein lebendiger Körper, der nur unter einmaligen Bedingungen zu wirklichem Leben kommt. In diesem Leben wirken nicht nur die Zahlen des Etats, nicht nur die mechanischen Kräfte der sichtbaren Leistung, in ihm wirken auch die geheimen Ströme der Tradition, die eigenartige Atmosphäre der Landschaft und die Summe der stillen Mitarbeit vieler Geschlechter. Schließt sich das Haus, dann werden auch diese unsichtbaren Kräfte auswandern und nicht mehr zurückzurufen sein.

Hans Hermann Adler.

Peter Epstein.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Kommunale Krise

Die Diskussion über wirtschaftliche Tagesfragen wird zurzeit in Schlesien von dem Thema „Breslau“ beherrscht. Nicht die Situation einzelner Produktionszweige, sondern die Gesamtlage eines großen Selbstverwaltungskörpers, der den verschiedensten wirtschaftlichen Betätigungen Raum gibt, ist zu betrachten. Man kann dabei nicht bei dem, was man exakt „wirtschaftliche“ Vorgänge nennt, stehen bleiben, sondern muß vor allem auch organisatorische Probleme behandeln, deren Lösung allerdings letzten Endes wieder im Bezirk der Wirtschaftspolitik zu suchen ist.

Die Breslauer Finanzmisere ist mit der Theaterfrage in den Vordergrund aktuellen Interesses gerückt worden. Ungeschickt ist das sicherlich nicht, denn Statistiken über Erwerbslosenfürsorge oder die Kosten der Müllabfuhr interessieren nun einmal die Öffentlichkeit in weitaus beschränkterem Maße als das Schicksal bekannter Kunstinstitute, in denen die Öffentlichkeit eine unmittelbare Funktion auszuüben hat.

Es wird allerdings nun fast ausschließlich von der Theaterfrage gesprochen, und so könnte sich leicht der Irrtum einschleichen, daß man nach einer befriedigenden Lösung dieser Dinge sich wieder ruhig aufs Ohr legen könnte. In Wirklichkeit aber bedeuten die Schwierigkeiten, die jetzt vor allem um die Oper entstanden sind, nur einen kleinen Teilausschnitt aus dem Gesamtkomplex der in nächster Zukunft unbedingt zu regulierenden Dinge. Man muß wissen, daß die Gesamtausgaben für Kunstpflege einschließlich der städtischen Büchereien und Museen nur 1,13 % des insgesamt 157 Millionen betragenden städtischen Etats ausmachen. Natürlich kann man auch hier zuerst anpacken, und das mag manchen Vorteil haben. Aber man muß dann weitergehen in alle Zweige der städtischen Verwaltung. Wenn an ihnen gründliche Rationalisierungsversuche vorgenommen sind, wird man zwar noch immer nicht bei einem idealen Ergebnis angelangt sein, und noch immer wird voraussichtlich ein gehöriges Loch in der Kasse des Kämmers bleiben, aber man wird dann guten Gewissens nachweisen können, daß Breslau alles getan hat, was in seiner eigenen Kraft stand, um seine Geschicke zum Guten zu wenden, und daß nunmehr andere Instanzen das Wort haben und darüber nachdenken müssen, wie die für den Kommunalverband Breslau zwangsläufig übergroße Belastung zu beseitigen ist.

Es wird jetzt erklärt, das Breslauer Stadttheater weiterzuführen, sei unmöglich. Der Betrieb sei zu teuer. Infolgedessen müsse er stillgelegt werden. Sicherlich ist der Betrieb dieser, wenn auch formal selbständigen, so doch praktisch städtischen Bühne mit manchen Spesen belastet, die ohne Schaden für das

künstlerische Niveau des Instituts wegfallen könnten. — Die Stadt hat in ihrem letzten Etat 680 000 RM. Subvention für die Oper bewilligt statt der als unbedingt notwendig erklärten 800 000 RM. Außer den also fehlenden 120 000 RM. sind Mehrausgaben in Höhe von rund 57 000 RM. entstanden, so daß ein Fehlbetrag von 260 000 RM. bis zum 1. April, dem Ablauf des Etatjahres zu erwarten ist. Das Preußische Finanzministerium hat sich bereit erklärt, hier helfend einzugreifen und zunächst eine bestimmte Summe zur Verfügung gestellt, unter der Bedingung allerdings, daß die Stadt sich durch eine Gewaltkur, nämlich die Schließung der Oper für die nächste Spielzeit, von dieser dauernden Belastung befreit.

Wird die Oper in der nächsten Saison geschlossen, dann entstehen nach einer rohen Berechnung für die Stadt immer noch etwa folgende Belastungen:

Verpflichtungen aus den noch laufenden Verträgen (wobei reichlich 100 000 RM. von der ursprünglichen Summe abgesetzt sind in der Erwartung, daß es gelingen wird, einen Teil der Verträge zu lösen,	570 000 RM.
der Schlesischen Philharmonie vertraglich gesicherte Garantie für die ständige Benutzung der Hälfte ihres Orchesters in der Oper	355 000 RM.
Gehälter für städtische Beamte und ständige städtische Angestellte, die jetzt im Stadttheaterbetrieb arbeiten u. weiter bezahlt werden müssen, rund	42 000 RM.
Substanzerhaltung, Versicherung usw. des Gebäudes und Einnahmeausfälle der städtischen Betriebe für Licht, Wasser usw. rund	70 000 RM.

Das sind zusammen also 1037 000 RM.

Demgegenüber beträgt die von der Stadt zu zahlende Gesamtsubvention, falls sich das Reich und Preußen nicht an ihr beteiligen, 830 000 RM. Für das stillgelegte Opernhaus müßten also in der Spielzeit 1930/31 rund 200 000 RM. mehr aufgewendet werden als für das spielende! Auch in den nächsten Jahren würde die Belastung der Stadt nach unseren Berechnungen immer noch rund eine halbe Million betragen, die zwar zu einem großen Teil der Schlesischen Philharmonie zugute käme, deren beamtete und pensionsberechtigte Kräfte aber dann in keiner Weise mehr voll ausgenutzt wären.

Mit einer einfachen Schließung des Stadttheaters ist also auf absehbare Zeit in keiner Weise wirklich geholfen. Wollte man die Lasten, die völlig unproduktiv der Stadt aus einem geschlossenen Opernhaus erwachsen, vermindern, dann müßte

man umfassende vertragliche Neuregelungen mit der Schlesischen Philharmonie, Umorganisationen innerhalb des städtischen Beamtenkörpers unternehmen. Es gibt aber kaum einen vernünftigen Grund, das nicht auch bei einer weiteren Durchführung des Spielbetriebes in der Oper zu tun.

Eine Reorganisation des Breslauer Theaterbetriebes mit dem Ziel einer Verringerung der Ausgaben und einer Steigerung der Einnahmen muß nun verschiedene Steine ins Rollen bringen. Und wenn aus der gegenwärtigen schwierigen Situation eine wirklich lebensfähige Neuorganisation des gesamten Breslauer Theaterbetriebes herauskäme, dann müßte man eigentlich für den Chok, den die Alarmanmeldung von der Schließung der Oper ausgelöst hat, dankbar sein. Hier soll nur die rein organisatorische und finanzielle Frage behandelt werden. Über die künstlerische Seite des Gesamtproblems wird an anderer Stelle dieses Heftes gesprochen.

Von mancher Seite wird einer Vereinigung von Oper und Schauspiel zwecks Verbilligung des Apparates das Wort gesprochen. Man könnte daran denken, die Opernvorstellungen zu beschränken und an den freien Abenden Konzerte oder Schauspielvorführungen im Stadttheater zu veranstalten. Man würde damit sicherlich einen Teil des künstlerischen Solopersonals entbehrlich machen, denn man könnte mindestens die dritte Besetzung der einzelnen Partien sparen. Nun muß man allerdings berücksichtigen, daß auch die Breslauer Schauspielbühnen nicht ohne, wenn auch im Vergleich zur Oper bedeutend geringere, aber doch ganz reichliche Subventionen aus der öffentlichen Hand auskommen können. Es gibt bei ihnen also keine Überschüsse, die man zur Finanzierung der stets kostspieligeren Opernveranstaltungen verwenden könnte. Es wäre also der Öffentlichkeit zwar ein Bruchteil der Belastung, die sie jetzt hat, abgenommen, aber es würde immer noch reichlich genug übrig bleiben. Trotzdem wäre auch schon eine kleine Verringerung der Kosten begrüßenswert. Auch sie könnte sich aber nur dann einigermaßen stark bemerkbar machen, wenn von vornherein der stets naheliegenden Gefahr begegnet wird, daß aus einer organisatorischen Verbindung von Oper und Schauspiel nun wieder eine eigene Organisation mit erfahrungsgemäß nicht geringen Geschäftskosten entsteht. Mit anderen Worten: Wenn man nicht nun wieder eine „Generalintendanz“ schafft, in deren Schatten wieder nun Intendanten — oder wie man früher schlichter sagte, Direktoren — um das höhere Ansehen streiten. Also keine neue Instanz, sondern nur eine Arbeitsgemeinschaft sollte entstehen. Auch in ihr kann ein großer Teil der Bürogeschäfte gemeinsam erledigt werden.

Wäre damit eine Verringerung der Ausgaben um einige Prozente erreicht, so bliebe noch die Frage der Steigerung der Einnahmen zu lösen. Sie

ist verknüpft mit dem ins Soziale und Politische hinüberspielenden Problem der Besucherorganisationen. In Breslau hat vor allem die „Volksbühne“ einen außerordentlich starken Aufschwung zu verzeichnen. Sie ist eine der größten Organisationen in Deutschland. Wenn auch die sogenannten Minderbemittelten, die Arbeiter und der kleine Mittelstand, die größte Zahl ihrer Mitglieder stellen, so sind in ihr heute doch auch zahlenmäßig nicht geringe Schichten organisiert, die man ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit nach nicht auf eine Stufe mit den eben genannten Kreisen stellen kann. Sie stellten früher einen großen Teil des Publikums, das volle Kassenpreise zahlte oder von den Abonnements Gebrauch machte, die eine erhebliche Einnahmequelle, insbesondere für die Oper, darstellten. Wenn es auch richtig ist, daß mit der zunehmenden wirtschaftlichen Depression in Breslau das zahlungsfähige Theaterpublikum abgenommen hat, so gibt es immerhin doch noch eine ganze Menge Breslauer Bürger, die, nach ihren sonstigen Ausgaben zu urteilen, auch mehr als 1,50 RM. für eine Schauspielvorstellung oder als bestenfalls 2,50 RM. für eine Opernvorstellung ausgeben könnten, die aber von der günstigen Gelegenheit der billigen Volksbühnenpreise gern Gebrauch machen, um tags darauf einen Logenplatz im Kino zu erwerben.

Die billigen Preise der Volksbühne erfordern aber summiert außerordentliche Zuschüsse seitens der Theater. In der Oper, wo jede Abendvorstellung rund 6000 RM. kostet, sind, auf die ganze Spielzeit berechnet, rund hundert Vorstellungen von den Bünden belegt. Bei jeder von ihnen setzt das Theater rund 4000 RM. zu. Das ergibt also in einer Spielzeit die runde Summe von 400 000 RM., d. h. fast die Hälfte der gesamten städtischen Subvention! Wenn auch der Versuch, die Kartenpreise in ein gewisses Verhältnis zu den Einkommensverhältnissen der Mitglieder zu setzen, innerhalb der Besucherorganisationen manche Schwierigkeiten sicherlich bereiten muß, so sollte man ihn doch unternehmen oder wenigstens zunächst einwandfrei ermitteln, in welchem Umfang er zu einer Entlastung der Theater beitragen könnte. Selbst wenn finanziell besonders leistungsfähige Mitglieder der Bünde das Doppelte des Grundpreises bezahlten, würden sie oft genug erst die Hälfte des Kassenpreises erlegen und damit also weiter einen Anreiz für das Verbleiben in den Organisationen haben.

Wir hielten diese eingehenden Feststellungen über die finanzielle Situation des Breslauer Theaterbetriebes für notwendig, um der Öffentlichkeit einmal feste Anhaltspunkte zur Beurteilung dieses zurzeit im Vordergrund des Interesses stehenden Kommunalproblems zu geben. Daß man über ihm nicht die anderen Dinge vernachlässigen darf, wurde schon gesagt. Ebenso wie beim Theater muß man in jedem Verwaltungszweig aufs gründlichste zu reformieren suchen.

Man muß absolute Exaktheit des Apparates erstreben, ihn von manchen Schwerfälligkeiten in personeller wie sachlicher Beziehung befreien. — Insbesondere ist auch die jetzt von den staatlichen Aufsichtsinstanzen angestrebte Angleichung der städtischen Beamtengehälter an die staatlichen mit Energie durchzuführen. Es scheint zwar durchaus in der Ordnung, daß Kommunalbeamte in besonders verantwortlichen Posten, in denen es vor allem auf persönlichstes Wirken und immer neue Initiative ankommt, auch eine gewisse private finanzielle Bewegungsfreiheit besitzen. Aber warum der größte Teil der Kommunalbeamten, dessen Tätigkeit ihn in nichts von den Funktionären der allgemeinen Landesverwaltung unterscheidet, finanziell unbedingt über diesen stehen muß, ist nicht recht einzusehen. Wie die bedeutend höheren Einstufungen der Kommunalbeamten in der Gehaltsordnung zustande kam, bedarf hier keiner eingehenderen Erörterung. Es hängt zu einem nicht geringen Teil mit gewissen Auswüchsen des parlamentarischen Systems in der Selbstverwaltung zusammen. Nach dem jetzt vom Regierungspräsidenten vorgeschlagenen neuen Besoldungsplan sollen insgesamt etwa 2 Millionen im Personaletat der Stadtverwaltung erspart werden. Wenn diese Summe auch noch nicht genau feststeht, so muß ihre erhebliche Bedeutung innerhalb des städtischen Etats doch von der gesamten Bürgerschaft gewürdigt werden.

Diese 2 Millionen reichen zwar nicht im entferntesten aus, um auch nur das Defizit des laufenden Etatsjahres zu decken. Spart man sie aber ein, so ist neben einer doch immerhin fühlbaren Entlastung die Wirkung der Annahme dieser vorgeschlagenen Sparmaßnahme auf die zentralen Instanzen nicht zu unterschätzen. Breslau kann dann wirklich reinen Herzens vor sie treten, deren Verpflichtung zu schnellen und

durchgreifenden Hilfsmaßnahmen durchaus feststeht. Es ist allgemein bekannt, welche ungeheuren Wohlfahrtslasten auf der Stadt Breslau liegen. Man ist auch genügend darüber aufgeklärt worden, woher sie stammen. Sie sind die traurigen Rückwirkungen von Ereignissen, die sich in der großen Politik des letzten Jahrzehnts abspielten. Es ist auch an dieser Stelle oft genug auf diese Dinge eingegangen worden, so daß die wirtschaftspolitischen Maßnahmen, mit denen die schlesische und Breslauer wirtschaftliche Depression gemindert werden könnte, nicht noch einmal ausführlich dargelegt zu werden brauchen.

Wichtig sind daneben heute vor allem finanzpolitische Maßnahmen. Nachdem der Stadt Breslau die Aufnahme einer langfristigen Auslandsanleihe von 23 Millionen nicht gestattet wurde, ist ihre Kassenlage durch die ständige Belastung mit teuren kurzfristigen Krediten von Jahr zu Jahr verschlechtert worden. Nur begrenzt finden diese Vorgänge ihre Erklärung in der besonderen Situation Breslaus, des deutschen Ostens. Die mit ihnen verknüpften Fragen sind nicht mehr lokal zu regeln, sondern zwischen den heute über das ganze Reich bestimmenden staatlichen, politischen und wirtschaftlichen Mächten auszuhandeln. Sie fallen in den Rahmen der Bestrebungen, für die der Name des Reichsbankpräsidenten Schacht nach außen hin programmatisch ist. Sie gehören in den Zusammenhang des unverkennbaren Kampfes, der in den letzten Monaten mit besonderer Schärfe zwischen den Verwaltern des großen Privatkapitals und den Trägern öffentlicher Verwaltungen und öffentlicher Wirtschaftsunternehmen ausgebrochen ist. Gerade bei einer Betrachtung des Falles Breslau scheint es notwendig, auch dies klar herauszustellen. Ihm kommt in diesem Zusammenhang eine gewisse paradigmatische Bedeutung zu. Darge.

Bildende Kunst

Akademie-Ausstellung

Breslau kommt nicht zur Ruhe. Von innen her bedrohen es immer stärker die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, von außen her kommen immer wieder unverständige Presseberichte, wie erst kürzlich der taktlose Aufsatz von Meier-Gräfe, der sich in seiner feuilletonistischen Oberflächlichkeit, seiner geschmacklosen Verbindung künstlerischer und erotischer Dinge von selber richtet. Indessen wird hier in Breslau weiter gearbeitet und die augenblicklich im Generalkommando aufgebaute Ausstellung der Kunstakademie zeigt, wie ernst und verantwortungsbewußt diese Arbeit geleistet wird. Man braucht nicht mit jedem der hier ausgestellten Kunstwerke einverstanden zu sein, aber jedes Stück zeigt einen Willen zu konzentrierter Leistung, der den größten Respekt erheischt.

Mir persönlich sind die letzten großen Bilder von

Molzahn zu unruhig, zu überladen mit Motiven, zu barock in ihrer Kompliziertheit, aber ich brauche dann nur das kleine Bild der Mädchenköpfe oder seine Zeichnungen zu betrachten, um mir der künstlerischen Kraft, der reichen Möglichkeiten dieses Malers bewußt zu bleiben. Schwieriger liegt der Fall bei Mense, der die verhängnisvolle Neigung hat, bisweilen in den Kitsch auszugleiten, wie hier in dem Frauenbildnis. Aber auch er verfügt jedenfalls über ein beträchtliches Können, und man würde nur eine seiner Zeichnungen herbeiwünschen, um sich dieser Begabung noch reiner zu freuen. Die Bilder von Dobers sind leider nur als geschmackvoll zu bezeichnen, sie haben sozusagen kein Knochengerüst. Dafür gibt es dann Künstler, vor denen jedes Aber verstummt. Oskar Molls Kompositionen gewinnen fortschreitend eine immer

Die Bildproben entstammen dem Ausstellungskatalog, der als Veröffentlichung des Kunstarchivs im Arnold Eichberg-Verlag Berlin, erschienen ist



Josef Vinecky: Teetisch mit Mokkaservice

größere Sensibilität, eine immer steigende Kultiviertheit der Farbe, eine immer leichter spielende Musikalität. Otto Müllers Landschaften und Figurenbilder werden immer schlichter und selbstverständlicher in ihren großgeschauten Gebilden. Kanoldts Stilleben vertiefen sich immer mehr durch ihren Reichtum an zeichnerischer wie an farbiger Nuancierung; das sind einfach vollkommene Bilder, in denen die Welt zu beglückender Stille geläutert ist.

Zum ersten Male sieht man Oskar Schlemmer, nicht in seinen Theaterstudien, sondern in seinen Bildern, die ihn als Maler von stärkster Prägung erscheinen lassen. Wer naturalistische Hemmungen hat, wird sich in diese stumme, etwas puppenhafte Welt auch erst hineinfühlen müssen, aber allmählich wird ihn die Lebendigkeit überzeugen. Nur liegt sie hier nicht im Organischen, sondern in der Form und vor allem in der Farbe, die bei ihm etwas Aktives hat; man sieht seine warmen Rottöne gleichsam anschwellen, seine daneben gesetzten kalten Blaufarben gleichsam zur Ruhe gehen oder sanft vernebeln. Von Holz' expressiv wirkender Zeichengabe findet der Leser in diesem Heft eine Probe;



**Oskar Schlemmer: „Familie“ (1927)
Besitz: Kunsthalle Mannheim**

Die Plastik ist etwas spärlich vertreten. Von Gosen zeigt außer einer guten Medaille sein schon früher ausgestellt Emaillkreuz, Bednorz seine guten, schlichten Porträtbüsten, denen aber diesmal irgendwie die letzte künstlerische Spannkraft abgeht. Die Architektur muß sich mit einigen Photos und Plänen begnügen; sie mögen aber immer wieder daran erinnern daß die vielgelästerten Rading und Scharoun entwegt ihre mutigen Baugedanken realisieren.

Im Obergeschoß sieht man Werke der Textilwerkstatt, der Stoffdruckerei, der Emailwerkstatt und der Tischlerei. Vineckis Sessel sind in ihrer verschiebbaren Rückenlehne auffallend praktisch und formgesund und seine Wandbespannung für den Breslauer Börsensaal atmet eine ungemein wohlthuende Zurückhaltung in der Koloristik. Auch was nach Entwürfen von Moll und Frau Vinecki geschaffen ist, zeichnet sich durch künstlerische Sicherheit aus. Der Katalog, mit Bildern und mit Einführungen von Moll und Erich Wien versehen, ist geschmackvoll gedruckt, die Ausstellung also auch nach dieser Richtung hin sorgfältig vorbereitet. Hoffentlich findet sie das Interesse, das sie in reichstem Maße verdient. L.

Sport

Ausklang der deutschen Winterkampfspiele in Krummhübel

Als Krummhübel in dem Wettkampf um die Abhaltung der Deutschen Winterkampfspiele endlich den Sieg errungen hatte, waren wir alle froh und stolz. Unser Schlesiergebirge sollte einmal im Mittelpunkt des allgemeinen deutschen Interesses stehen. Es folgte ein Nennungsergebnis, wie es bisher noch nie erzielt worden ist: die besten Sportler aller Zweige des Wintersports aus Deutschland, Österreich, der Tschechoslowakei, Danzig wollten kommen. Wir hatten die Möglichkeit, einmal Schlesiens Gastfreundschaft und unsere Organisationsfähigkeit vor aller Welt leuchten zu lassen. Aber das Wetter zerstörte unsere frohen Hoffnungen und stellte die Nerven der an der Organisation Beteiligten auf eine harte Probe. Wochenlang vorher wehte ein Südwind, der die geringen Schneemengen schmolz. Gerüchte tauchten überall auf, daß die Winterspiele verschoben seien, Presse und Publikum wurden unsicher. Bei der Krummhübler Leitung aber bestand der feste Entschluß, die Kampfspiele unter allen Umständen durchzuführen. Es stellte sich heraus, daß alle anderen deutschen Gebirge bei diesen Schneeverhältnissen nicht in der Lage gewesen wären zu beginnen. Wir haben in Krummhübel die Möglichkeit, bei Tauwetter von der Eisbahn der Talsperre zu wechseln nach dem Kleinen Teich, von der Koppenschanze in Ober-Krummhübel zur Hampelbaude.

Krummhübel ist am 12. Januar vollkommen schneefrei, aber trotzdem fängt man mit unerschütterlichem Optimismus an. Die Talsperrereisbahn, eine Fläche von 8000 qm, ist in Ordnung, die Bobbahn, geschützt im Walde, sieht glänzend besetzte Rodelrennen. Am Montag geht es hinauf zur Kleinen Teichbaude. Der Kleine Teich, in Schneewintern unter einer tiefen Schneedecke verhüllt, ist blankgefegt, eine Eisarena von phantastischen Ausmaßen erregt die Bewunderung aller Auswärtigen. Eine 400-Meter-Bahn auf dem Eise, eingerahmt von den eisbedeckten Felsen, eingebettet in einem Bergkessel von einzigartiger Schönheit. Alle sind begeistert. Aber nun zeigt sich unser Wettergott in seiner ganzen Tücke und Launenhaftigkeit, er schreckt die Wanderer wie im Märchen. Am Montag schickt er einen Schneesturm, der von den Felsen über den Teich herabfegt, am Dienstag einen dichten Nebel, am Mittwoch Tauwetter. Trotzdem wird ab und zu ein Lauf gestartet. Am Mittwoch steht die Sache vor dem Abbruch. 22 Grad Wärme in Krummhübel, und Winterkampfspiele? Ein paradoxer Fall. Aber noch gibt die Leitung nicht nach. Man beschließt, noch einen Tag auszuharren. Die Sportler sind nicht niedergeschlagen, sie vergnügen sich bei Zitherklang mit allerhand Baudenzauber. Und während am Donnerstag früh noch Regen auf die Kleine Teichbaude fällt, kommt ein Lichtstrahl: der Wetterbericht von Krietern. Er spricht von Übergehen

des Regens in Schnee, später auch im Tal, und folgenden Kaltluftmassen. Die Optimisten glauben daran, und diesmal behalten sie recht. Es trifft alles auf die Stunde ein. Der Freitag sieht das launenhafte Riesengebirge in seinem schönsten Gewande, Nebelmeer im Tale, darüber hellblauer Himmel, sonnenbestrahlte Kammlandschaft, Neuschnee, Rauhreif in den Wäldern. Mit Feuereifer geht es nun ans Werk: Schnellläufe am Kleinen Teich, Eishockey-Kämpfe auf der Talsperre, Skilanglauf, Eiskunstlaufen. Überall tummeln sich die Besten der Besten. Und so schien es fast, als sollte nun alles, alles gut werden. Am Sonntag brachten die Sonderzüge, die Autos Tausende von Zuschauern heran. Aber zugleich setzte ein neuer Föhn ein. Bei 8 Grad Wärme wurde das Skispringen auf einer Schanze abgehalten, auf die mit vieler Mühe Schnee geschafft worden war, die Bobbahn wurde vollkommen unbrauchbar, das Eis auf der Talsperre, wo eben die beste Wiener Klasse der Kunstläufer die Begeisterung des Publikums weckte, und wo die Eishockeyspieler ihre blitzschnellen Angriffe durchführten, bedeckte sich allmählich mit einer weichen Schicht, und unter Regenfällen kam das Ende: um 2½ Uhr nachmittags mußten die Winterkampfspiele endgültig abgebrochen werden.

War es ein unrühmliches Ende? Nein, denn alles Negative ist in der Schilderung der Wittertücken gegeben. Positiv zu werten bleibt die Energie der Leitung, insbesondere der Krummhübler Herren und des Vorstandes des Deutschen Eislaufverbandes, die sich niemals von der Lage niederdrücken ließen. Ein herrlicher Erfolg war die Beschiekung der Winterkampfspiele, über tausend Nennungen, ein Ergebnis, das bisher nie erreicht wurde, die Besten aus allen deutschen Gauen, aus Österreich, der Tschechoslowakei, Danzig. Es zeigte sich, daß Schlesien gar nicht so entlegen ist, wenn es gilt, die Deutschen, die außerhalb unserer Landesgrenzen im Osten und Süden leben, zu sammeln. Das Riesengebirge liegt für sie günstiger als andere deutsche Gebirge. Positiv zu werten bleiben die glänzenden Leistungen, die auf allen Gebieten erreicht wurden. Und vor allem ist als Erfolg zu buchen, daß Krummhübel den Beweis erbrachte, daß es für alle Zweige des Wintersports gute Anlagen besitzt, die in ihrer Gesamtheit wohl nicht überboten werden können. Die Eisbahnen auf dem Kleinen Teich und auf der Talsperre werden allen Sportlern einen großen Eindruck gemacht haben. So müssen wir, die wir irgendwie mit der Organisation und Propagierung der großen Veranstaltung beschäftigt waren, uns mit dem Ergebnis abfinden, das wir dem Schicksal abgetrotzt haben.

Für den schlesischen Sport ergab sich, daß wir die

besten Rodler besitzen, Europameister und deutsche Meister, die hier nicht zu schlagen sind. Im Eissport sind wir weit zurück und können den Anschluß an die andern erst erreichen, wenn wir eine Kunsteisbahn besitzen werden. Im Skilanglauf schnitten die Schlesier vorzüglich ab, insbesondere sei der vierte Platz des schlesischen Meisters Leupold erwähnt. Und schließlich wurde ein neuer Sport in Schlesien gezeigt, das Eisschießen, das uns die bayrischen Männer aus

Zwiesel und Frauenau mit Gewandtheit und Humor vorführten. Es dürfte sich bald in Schlesien im Gebirge wie in der Ebene ausbreiten.

Dem Orte Krummhübel selbst fehlte leider ganz der Winterschmuck, und so werden die auswärtigen Sportler wohl vor allem den Eindruck mitgenommen haben, daß man hier mit Leidenschaft dem Tanzsport huldigt, und daß die schlesische Gemütlichkeit lebt.

Fritz Wenzel.

„Prominenten-Krise“

Zu dem Aufsatz im Januarheft erhalten wir folgende Zuschrift:

In der Januar-Nummer bringen die „Schles. Monatshefte“ einen Aufsatz „Prominentenkrise“ von Dr. Nowak, der anscheinend als Beitrag zur Klärung der Vorstandskrise in der schlesischen Gruppe des deutschen Werkbundes gedacht ist. Da ich bisher der Wortführer der Opposition gegen den Vorstand war und die Nowakschen Ausführungen Unrichtigkeiten enthalten, die irreführend und die Opposition mißkreditierend wirken werden, bitte ich um Aufnahme folgender Berichtigungen und Erklärungen.

1. Veranlassung und Ziel der Opposition ist nicht ein Streit auf künstlerischem Gebiet mit einer Hetze gegen sog. Prominente, ausgehend von neiderfüllten kleinlichen Leuten. Veranlassung zu den Beschwerden gegen den Vorstand waren lediglich Ordnungsfragen bei Vorbereitung der Wuwa. Rading hatte hier, als vom Werkbund Berlin mit der Führung beauftragt, bei Erfüllung seiner Aufgabe unserer Ansicht nach nicht genügend Organisationsfähigkeit gezeigt, so daß, um materiellen Schaden zu verhüten, andere seine Aufgabe durchführen mußten.

Ziel der Opposition sollte sein, das durch die Radingsche Wirkung in der Öffentlichkeit schwer erschütterte Ansehen des Werkbundes und der beteiligten Architekten dadurch wiederherzustellen, daß ein neuer Vorstand gebildet wird, der den Willen zur Gemeinschaftsarbeit im Werkbundsinne hat.

Diese Maßnahmen mußten der Ordnung wegen geschehen ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf den Umstand, daß es sich hier um Personen handelt, die als Prominente gelten.

2. Es ist nicht Schuld der Opposition, daß die Durchführung oben skizzierter Maßnahmen einen Widerhall in der Öffentlichkeit bekam. Ich habe mich schon seit März 1929 schriftlich und mündlich bemüht, eine sorgfältigere Wahrnehmung der Führungsaufgaben der Wuwa herbeizuführen. Außerdem war es die Absicht der Opposition, den Vorstandswahlwechsel im Einverständnis mit dem alten Vorstand vorzunehmen. Widerstände zwangen nun leider zu stärkerem Druck.
3. Es trifft nicht zu, daß infolge der notwendigen Opposition die Prominenten aus der schlesischen Werkbundgruppe herausgeekelt wurden oder daß eine unerträgliche Hetze dies herbeigeführt hätte. Richtig ist, daß bei Abstimmung zur neuen Vorstandswahl der Beauftragte der Prominenten, Herr Lauterbach, bei Präsentation des Vorstandsvorschlags die Drohung aussprach, daß eine Anzahl bedeutender Werkbundmitglieder austreten werde, wenn die Liste nicht angenommen würde. Selbstverständlich konnte unter diesen Umständen die Liste Lauterbach keine Mehrheit finden, sie

fiel durch und die Prominenten erklärten aus Enttäuschung über diese Geringschätzung ihren Austritt.

4. Die Klassifizierung der an der Wuwa beteiligten Künstler in Prominente und „schlichte Architekten“ muß als eine Kränkung gegen eine Anzahl Persönlichkeiten bezeichnet werden, die, weit über Schlesien hinaus, als bewährte Baukünstler gewertet werden. Besonders wenn man eine Wertung der Wuwabauten nach dem Urteil der ernstesten Fachpresse dabei als Maßstab gelten läßt (gemeint sind hier Beurteilungen, die nicht nur Formales, sondern mit gleichem Gewicht Konstruktives und die wirtschaftliche Brauchbarkeit der Bauten abwägt). Nach diesem Wertungsmaßstab sind jedenfalls die meisten Ausstellungsbauten der sog. schlichten Architekten im Sinne des gestellten Programms gelungen, wohingegen die Bauten der „Prominenten“, bei aller formalen Sensation, gebrauchswirtschaftliche Mißerfolge sind. An dieser Tatsache ändern auch noch so interessante Dokumente ausländischer Zeitschriften nichts.

5. Um dem Wunsch vieler schlesischer Werkbundmitglieder und des Hauptvorstandes in Berlin nach einer Wiedervereinigung der abgespaltenen Gruppe mit der Landesgruppe nachzukommen, habe ich mich für die Opposition bereit erklärt, auf jede weitere Veröffentlichung bis auf weiteres zu verzichten und habe sogar Berichtigungen von gegnerischen Veröffentlichungen wieder zurückgezogen. Der Aufsatz von Dr. Nowak hat leider den Waffenstillstand nicht respektiert und Ausgleichverhandlungen, die bereits im Gange waren, damit nur erschwert.

Emil Lange.

Erwiderung.

Wir haben die obenstehenden Zeilen Herrn Dr. Nowak übersandt und schließen mit seiner Erwiderung die Diskussion.

Die vorstehenden Erklärungen Emil Langes sind insofern von Interesse, als sie die vielbesprochenen Vorgänge in der Schlesischen Landesgruppe des Deutschen Werkbunds eingehend erläutern und sozusagen offiziell kommentieren. Aber gerade indem sie das tun, gehen sie in gleicher Weise am Sinn wie am Gegenstand meines Aufsatzes im Januarheft dieser Zeitschrift vorbei.

Denn nicht um die Landesgruppe des D. W. B., nicht um den Kampf um Vorstandssitze, nicht um den taktischen Sinn dieses dynastischen Zwistes ging es dort, sondern um die Kennzeichnung einer weit über die sogenannte Werkbundkrise hinaus verworrenen kunstpolitischen Situation. Der Sonderfall, auf den Herr Lange als auf das vermeintliche Thema meines Aufsatzes einzig Bezug nimmt, wurde lediglich und ausdrücklich als „symptomatisches Ergebnis“ einer Gesamtentwicklung angezogen. Es hätte Herrn Lange nicht entgehen sollen, daß jene dramatischen Vorgänge

innerhalb der Landesgruppe wahrscheinlich gar nicht möglich gewesen wären, zum mindesten sich weit weniger effektiv präsentiert hätten, wenn das vergangene Jahr nicht von Anbeginn her eine Menge Explosivstoff aufgehäuft hätte, der nicht aus den Magazinen der einen oder der anderen Werkbundsgruppe stammte. Lange sucht einen Einzelfall isoliert zu deuten. Das ist sein Irrtum; denn so mußte er ihn einerseits überschätzen, andererseits zum Ausgangspunkt fehlgehender Schlüsse machen. Wie er denn ebenso den Eigenwert seiner Oppositionsparole überschätzt („Ordnungsfragen“): auch über eine Interpellation anderen Inhalts wäre der alte Vorstand wahrscheinlich gestürzt, weil die (begründete oder unbegründete) Verstimmung schon viel zu tief saß.

Soll schon die taktische Absicht des fraglichen Aufsatzes freigelegt werden, so kann es eindeutig nur die sein, alle Geistigen gegen den Unsinn einer Verewigung des heute für Breslau kennzeichnenden Kriegszustandes aufzurufen, der mit erstaunlicher Phantasie immer neue, variable Fronten erzeugt, die weder in sich selbst geschlossen, noch etwa nach außen mit einiger Deutlichkeit abzustecken sind. Die Kriegsursachen sind selbst innerhalb der einzelnen Lager umstritten, die Kriegsziele vollends überhaupt nicht mehr objektiv festzustellen. Unter den zahlreich entfalteten Bannern wogen nun — wie man nach der obstehenden Zuschrift annehmen könnte — nicht nur Architektenscharen widereinander, die gesamte bildende Künstlerschaft Schlesiens scheint vielmehr offensiv oder defensiv mit Kriegshandlungen beschäftigt. Und das zu einer Zeit, deren trostlose Wirtschaftsnot immer mehr Künstler freisetzt. Darum lautete damals meine Forderung: keine Glaubenskämpfe, sondern moralische Verständigung! —

Nach all dem sollte es sich erübrigen, mit vielen

Worten das Mißverständnis abzulehnen, mein Artikel habe die Wuwa-Architekten in „prominente“ und „schlichte“ klassifiziert. Abgesehen von dem falschen Zitat — nicht von Prominenten ist an jener Stelle die Rede, sondern von Akademiemitgliedern, mit Einschluß der Herren Molzahn und Vinecky — ist die Auffassung zu berichtigen, daß mein Aufsatz den Unfug eingeführt habe, mit Bezug auf eine bestimmte Künstlergruppe von „Prominenten“ zu sprechen. Er hat ihn im Gegenteil in so betonter Weise ironisiert, daß jedem aufmerksamen Leser die Untauglichkeit einer solchen Klassifizierung hätte deutlich werden müssen. Schon die Haltung der ersten beiden Absätze des Artikels hätte genügen sollen, das klarzumachen, vorausgesetzt, man hält sich auch hier an das Ganze und nicht an diese oder jene Einzelwendung. Daß ich freilich die Leistung der allgemeinen mit dem Worte „prominent“ bezeichneten Künstlergruppe durchaus anders ansehe, als Herr Lange für gerechtfertigt hält: das ist die Tatsache des eigenen Urteils, und dieses behalte ich mir auch in Zukunft vor. Aber dazu bedarf es keiner schmückenden Vokabeln.

Wesentlich, weil über interne Fragen hinausgehend, erscheint hingegen ein Gesichtspunkt, den die Langeschen Erklärungen mehr nebenhin herausstellen, wiewohl sie sich zweifellos im Grunde gerade um ihn bemühen wollen. Ich meine das Problem der „Gemeinschaftsarbeit im Werkbundsinn“. Es impliziert die Frage: „künstlerische Individualität — Kollektivum“ in ihrer ganzen Tragweite. Dieses Problem reicht nun freilich weiter als das der formalen Wiederherstellung eines Landesverbandes. Und die erste Voraussetzung zu seiner Lösung ist nicht der Waffenstillstand, sondern die Bereitschaft der Geister; nicht die Routine der Taktiker, sondern die innere Freiheit der Erkennenden. Hans Nowak.

Die Schlesischen Monatshefte

planen für den 1. April 1930 in den Räumen des ehemaligen Generalkommandos, Breslau, als dritte werbende Veranstaltung eine Ausstellung: **Schlesisches Biedermeier**

mit seinen Vorläufern im 18. und seinem Ausklang in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (etwa die Zeit von 1780—1880 umfassend), und zwar von Malerwerken (insbesondere Zeichnungen, Studienblätter, Skizzen, Aquarelle, Miniaturen, Kupferstiche).

Es ist die Absicht der Veranstaltung, den Reichtum Schlesiens an künstlerischen Kräften in dieser Zeit insbesondere durch Stücke aus dem schlesischen Privatbesitz deutlich zu machen.

Daher werden die Besitzer schlesischer Biedermeierkunst gebeten, durch Leihgaben an diesem Ausstellungsziel mitzuarbeiten.

Es handelt sich insbesondere um die Werke folgender Künstler:

Bach, Bayer, Albert Berg, D. Berger, Karl Beyer, F. Bithorn, Blaschnik, Gust. Adolph Bönisch, Fr. Aug. Börner, Brauer, Albrecht Bräuer, Emil Brehmer, Adolf Dressler, Ebers, Endler, Johannes Graf, Großpietsch, Grüson, Th. Hamacher, B. Härtel, Gebr. Henschel, Karl Hertel, Carl Hermann, August Höcker, Philipp Hoyoll, Julius Hübner, Jackisch, Kahlert, Kalter, Johann Chr. Kimpfel, August Fr. K. von Klöber, Knoefvell, Heinrich König d. Ä. und d. J., August Kopisch, Albert Korneck, Otto Kreyher, Krieger, W. Fr. Kuhnert, Kubierschky, Adolph Kunkler, P. Linke, C. F. Lessing, James Marshall, Mattersberger, C. Matthis, Karl Erdmann Menzel, Adolph von Menzel bis 1830, Mücke, Mützel, I. G. Okrusch, G. Olbricht, Palsner, Armand und Hermann Pelz, Jos. Raabe, von Rabden, Maxim. Roch, I. G. Samuel Roesch, Resch, Rothe, J. Fr. Aug. Schall, Raphael Schall, Schmeidler, Jul. Scholtz, Augustin Siegert, Steiner, Robert Swilinski, Thilo, Friedrich August Tittel, Christian Gottlob Tobias, Völk, Weitz, Wölfl und A. A. Zausig.

Anmeldungen zur Beteiligung und Hinweise werden möglichst bis zum 1. März 1930 an die Schriftleitung dieses Blattes erbeten.

JUGEND UND HEIMAT

Frag mich noch was Schlesisches!

1. Welchen schlesischen Maler nennt man den „schlesischen Raffael“?
2. Und welche Stadt das „schlesische Rom“?
3. An welcher Stelle der preußischen Provinzen steht Schlesien in der Bevölkerungszahl?
4. Wie nennt man die Berggasthäuser im Riesengebirge?
5. In welcher schlesischen Stadt steht ein schiefer Turm?
6. Welches ist Schlesiens Schutzheilige und wo ist ihr Wallfahrtsort?
7. Aus welchem Gestein besteht die Görlitzer Landeskrone?
8. Welcher schlesische Dichter hat das Lied „Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald“ verfaßt?
9. Was sind „schlagende Wetter“?
10. Welche Schlesierin ist durch ihre Puppen berühmt?
11. Wo beginnt die Schiffbarkeit der Oder?
12. Welche berühmten Mystiker stammen aus Schlesien?
13. Wie nennen die schlesischen Bauern den Wald?
14. Von wem stammt der Text des Liedes „Wer hat dich du schöner Wald . . .“?
15. Welche große in Schlesien geborene Schauspielerin starb in Amerika?
16. In welchem schlesischen Ort werden „Smyrna-Teppiche“ hergestellt?
17. Wo ist Gustav Freytag geboren?
18. Welcher Maler stellte Friedrich d. Großen am häufigsten dar?
19. In welchem schlesischen Gebirgsdorf fühlt man sich durch seine Bauten an Tirol erinnert?
20. Welche schlesische Kirche hat eine weite Reise gemacht?
21. Wie heißt der schlesische Romanschriftsteller Willibald Alexis mit seinem wirklichen Namen?
22. Welcher Schlesier war der älteste Marathon-Läufer?

Schlesisches Himmelreich

Der schlechtangezogene Holtei

Karl von Holtei erzählte einmal aus der Zeit, wo er in Breslau Schauspieler und Sekretär bei dem bekannten Kritiker Schall war. „Schall pflegte mir seine Aufsätze über Theater zu diktieren. Häufig habe ich da während des Schreibens harte Ausdrücke gemildert, wenn sie ändern — niemals wenn sie mir galten. Geduldig wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt, schrieb ich nieder, was gegen mich gerichtet war. Dieser dulddende Gehorsam ging sehr weit. In einer seiner ersten Nummer der Neuen Breslauer Zeitung besprach Schall das Kotzebuesche Lustspiel „Verlogenheit und List“, in welchem mir ein junger Herr von Wiesel zugefallen war, was man in der Theatersprache einen Bonvivant nennt. Ich hatte besagten Elegant sehr unelegant, in einem gar nicht modernen Anzuge gespielt. Darüber diktierte mir Schall die bittersten Vorwürfe in die Feder, setzte auseinander, daß ein junger Schauspieler sich solche Vernachlässigung seiner Toilette nicht erlauben dürfe und schloß den Bericht mit den von mir religiösem niedergeschriebenen Worten: und so bessere er nebst seinem leichtsinnigen Lebenswandel auch seine Garderobe. — Dieser „er“, welcher natürlich auf den Karl, wie er auch im Stücke heißt, gemünzt war, bezogen mehrere meiner Verwandten in der Provinz auf den Karl außer der Bühne!“

Geschichten aus Leubus

Sebastian Hensel erzählt in seinen Erinnerungen aus seiner schlesischen Zeit: Die Sonntage brachte ich häufig in Leubus zu und damals war Martini dort dirigierender Arzt. Der alte Martini war ein ganz merkwürdiger Mensch — er sagte mir einmal, so wie die Landwirte durch den Umgang mit Bauern verbauerten, so werden Irrenärzte durch den Umgang mit Verrückten verrückt und bei ihm traf das leider bis zu einem gewissen Punkte zu. So erzählte er mir einst außerordentlich lebendig und mit einer Menge Details seine Erlebnisse in der Schlacht bei Jena, endlich stieß mich seine Frau an und flüsterte mir ins Ohr: „Er ist überhaupt nicht dabei gewesen.“

In der Anstalt war ein rührendes Männchen, seines Zeichens Landwirt, der durch die fixe Idee, alles Vieh abschaffen und durch Geflügel ersetzen zu wollen, ruiniert und endlich für Leubus reif geworden war. Der Ausgangspunkt seiner Theorie war die große Wirksamkeit des Geflügeldüngers, „es wäre eine Verschwendung, Futter an andere als die besten Düngermaschinen zu verschwenden — denn das sind doch unsere Tiere schließlich. Also fort mit Ochsen, Kühen, Schafen, Schweinen, nur Federvieh. Aber auch die Pferde sind unnütz. Ich habe mir leichte Wagen konstruiert, mit denen die Ernte und sonstige Arbeiten bei Geflügelbespannung viel leichter und besser besorgt werden kann — durch die Luft! Kollege durch die Luft! Keine Abhängigkeit von schlechten Wegen, Brücken und dergleichen.“

Aus Sebastian Hensel: Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren; Berlin 1911, Verlag von Georg Reimer.

Sonnenthal und die Kritik

Man erzählt uns: Der Theaterkritiker einer Wiener Zeitung traf den Schauspieler Sonnenthal zufällig gerade an dem Tage auf der Straße, an dem eine tadelnde Kritik von ihm über den Künstler in der Morgenausgabe gestanden hatte. Der Kritiker wäre der Begegnung gern ausgewichen, aber Sonnenthal ließ es nicht zu und begrüßte ihn mit der größten Freundlichkeit. Gerade wollte der Kritiker die heikle Angelegenheit zur Sprache bringen, da unterbrach ihn Sonnenthal gut gelaunt: „Aber, was wollen Sie denn, mein Lieber, Sie haben drei ganze Spalten lang immerfort Sonnenthal, Sonnenthal, Sonnenthal geschrieben, alles übrige ist mir offengestanden gleich!“

Alles ist relativ.

In der Zeit der größten Wohnungsfrage in Rußland — es sollen manchmal 20 Bewohner auf eine kleine Wohnung gekommen sein — wies einmal ein Volksbeauftragter in einer öffentlichen Versammlung auf Diogenes hin, der in einem Fasse gewohnt habe. „Waas?“ rief eine erstaunte Stimme aus der Menge, „ein ganzes Faß für sich allein?“

An der Schriftleitung dieses Heftes hat Herr Rud. Hillebrand mitgearbeitet.